Die

Entwicklung der Naturschilderung

in den

deutschen geographischen Reisebeschreibungen

mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig.

Vorgelegt von

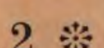
Bernhard Richter

aus Dresden.



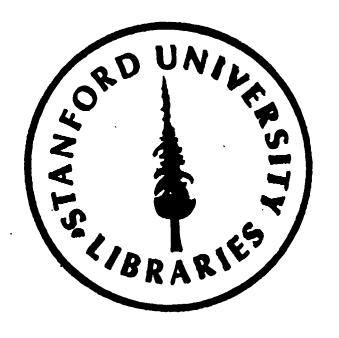
Leipzig 1900.

Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Litteraturgeschichte „Euphorion"
5. Ergänzungsheft.





28241
N. T.
3
VI 236



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Die

Entwicklung der Naturschilderung

in den

deutschen geographischen Reisebeschreibungen

mit besonderer Berücksichtigung
der Naturschilderung in der ersten Hälfte des
19. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen
Fakultät der Universität Leipzig.

Vorgelegt von

Bernhard Richter
aus Dresden.



Leipzig 1900.

Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Litteraturgeschichte „Euphorion"
5. Ergänzungsheft.

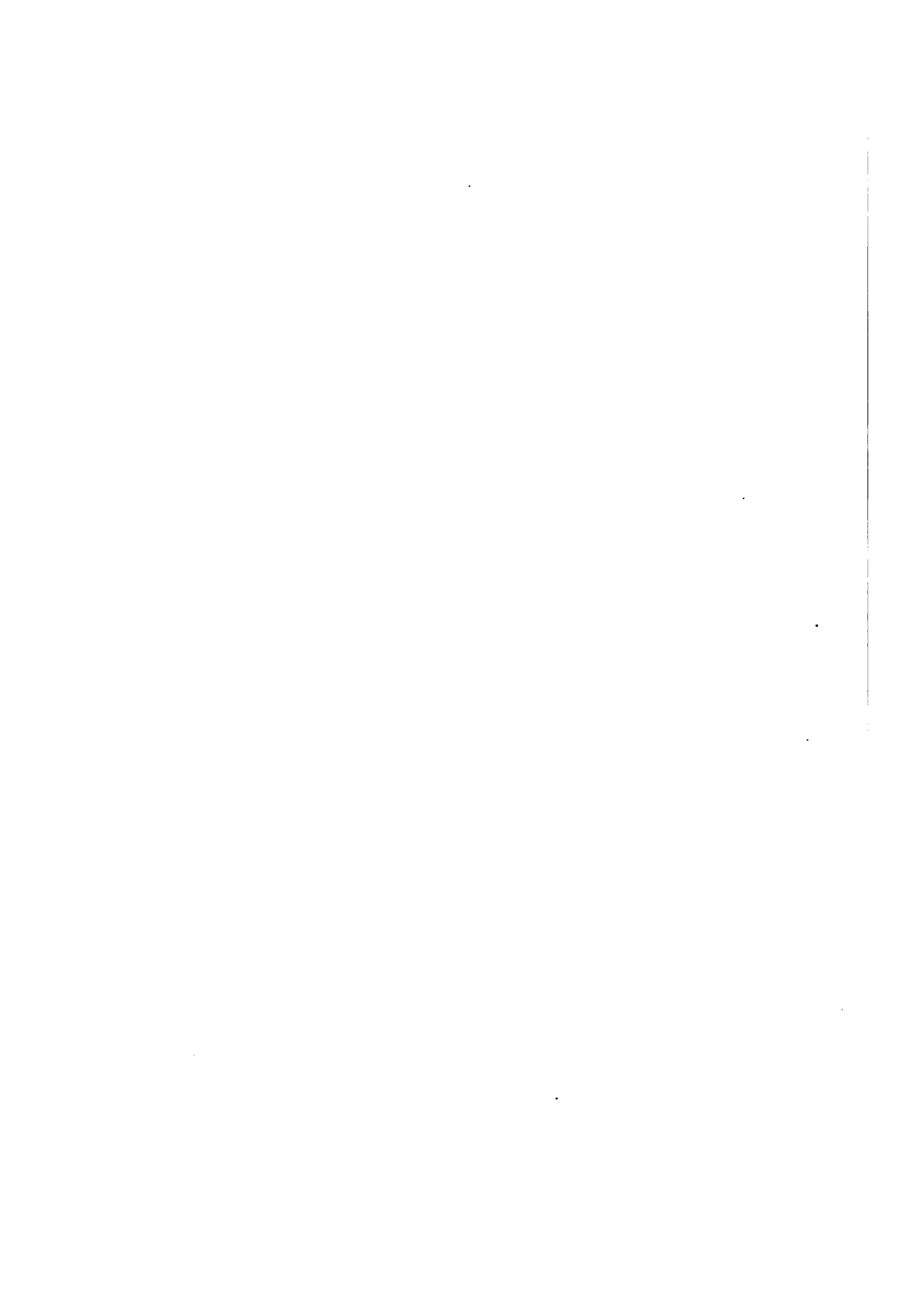
Meinem lieben Onkel

Herrn Stadtrat Bernhard Richter

in Mittweida

in herzlicher Dankbarkeit

gewidmet.



Inhalt.

Seite

Vorbemerkung 1

I. Entwicklung, Auffassung und Aufgaben der Naturschilderung.

1. Die Entwicklung der Naturschilderung von den ersten Anfängen an bis auf Alexander von Humboldt.

a) Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Dichtung bis zum Erwachen des modernen Naturgefühls 2

b) Die Entwicklung der Naturschilderung in den geographischen Reisewerken bis Alexander von Humboldt 4

2. Die Entwicklung der Naturschilderung von A. von Humboldt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

a) Bruchstückartige Darstellung der Landschaft: (Schmidt, Friedrich, Fischer, Arndt, Moritz von Kotzebue, Eggers, Thienemann, Ehrenberg, Goebel, Ratte, Link, Seetzen, Minutoli) 11

b) Gesamtauffassung einzelner Landschaften: (Klaproth, Krusenstern, Otto von Kotzebue, Chamisso, Kittlitz, Lichtenstein, L. von Buch, Eschwege, Wied, Martius, Meyen) . 18

c) Gesamtauffassung der Natur eines ganzen Landes: (Wrangel, Prokesch, Rüppell, Poeppig, Robert und Richard Schomburgk, Tschudi, Wagner, Junghuhn, Grisebach, Barth) . 31

d) Zusammenfassung 45

II. Einflüsse der Litteratur und der geographischen Wissenschaften auf die Entwicklung der Naturschilderung.

1. Entwicklung des modernen Naturgefühls in der deutschen Dichtung am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts 47

2. Einflüsse der Litteratur 51

3. Einflüsse der geographischen Wissenschaften 54

Seit
III. Darstellung der Naturschilderung.
1. Gegenstände der Naturschilderung.
a) Boden (Wüste, Steppe, Tundra, Savanne, Parklandschaft, Wald) 61
b) Wasser 68
c) Himmel und Wolken 69
d) Beleuchtung (Sonne, Mond, indirekte Beleuchtung) 72
e) Farben (des Wassers, der Vegetationsdecke, des Bodens) . . . 76
f) Linien und Umrisse 79
2. Hilfsmittel der Naturschilderung.
a) Vergleich (mit ähnlichen Landschaftsformen, mit Kunstwerken) . 82
b) Bild 85
Schlußbemerkung 92

Die Entwicklung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen

mit besonderer Berücksichtigung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Bernhard Richter in Leipzig.

Vorbemerkung.

Seitdem Alexander von Humboldt, angeregt durch die Ausführungen Schillers über das Naturgefühl bei den Griechen,[1]) im zweiten Bande des Kosmos in kurzen, knappen Strichen „das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker“ skizziert hatte,[2]) ist die Darstellung und Entwicklung des Naturgefühls ununterbrochen Gegenstand der verschiedensten wissenschaftlichen Untersuchungen gewesen. In einer stattlichen Anzahl von größeren und kleineren Abhandlungen wird das Naturgefühl der Griechen, Römer, der Deutschen, sowie der orientalischen Völker gewürdigt, wie es sich in den überlieferten Werken der Dichtung erkennen läßt.[3])

In der steten Wechselbeziehung zwischen der Natur und dem denkenden und fühlenden Menschengeiste hat sich das Naturgefühl bis

[1]) Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung.

[2]) A. von Humboldt, Kosmos 2, 3—75.

[3]) A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern. Kiel 1882. — A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1892. — Heß, Beiträge zur Untersuchung über das Naturgefühl im Altertum. Programm Rendsburg 1871. — Woermann, Über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer. München 1871. — L. Friedländer, Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur. Leipzig 1873. — Roscher, Das tiefe Gefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwicklung. Meißen 1875. — Motz, Über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Leipzig 1875. — Winter, Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls. Programm Harburg 1883. — Urbach, Zur Geschichte des Naturgefühls bei den Deutschen. Programm Dresden 1885.

zu seiner heutigen Gestaltung entwickelt und ist ein Faktor geworden, der sich fast in allen Gebieten der Poesie und der Kunst geltend gemacht hat. Es ist zwar durch neuere Untersuchungen festgestellt worden, daß man sich täuschte, als man in den ältesten Sprachdenkmälern einen völligen Mangel an Naturgefühl zu erkennen glaubte. Man weiß vielmehr, daß in der Litteratur selbst der frühesten Völker deutliche Spuren eines mehr oder minder ausgeprägten Naturgefühls nachzuweisen sind; aber die Äußerungen desselben sind je nach dem Kulturzustande und der jeweiligen Richtung des Geisteslebens eines Volkes sehr verschieden und in den ersten Anfängen sehr primitiv. Erst nach und nach hat es sich in einem interessanten Werdegange zu seiner jetzigen Höhe entwickelt.

Auch die folgende Untersuchung soll ein Beitrag für die Geschichte des Naturgefühls sein. Der Charakter dieser Arbeit, die sich lediglich mit der Entwicklung und Darstellung der Naturschilderung beschäftigen will, muß jedoch naturgemäß ein ganz anderer sein als der jener oben erwähnten Abhandlungen. Während diese in der Betrachtung der Wechselbeziehung zwischen Natur und Menschengeist den Schwerpunkt auf die Seite des Gefühlslebens legten und untersuchten, wie dieses sich unter dem Einflusse der Natur gestaltete und wie es vor allem in den Werken der Litteratur zum Ausdruck kommt, so handelt es sich in einer Untersuchung über die Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisewerken vielmehr um die Auffassung der Landschaft und die Technik der Darstellung der verschiedenen Naturformen. In zwei Arbeiten ist bereits vom Standpunkte des Geographen aus die Naturschilderung in den Reisebeschreibungen einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden.[1]) Die folgende Arbeit will versuchen, eine Darstellung der Entwicklung der Naturschilderung bei den deutschen Reisebeschreibern zu geben, wobei das Hauptgewicht der Untersuchung vornehmlich auf die Reisewerke der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt werden soll, in denen allein die Naturschilderung voll und ganz zu ihrem Rechte gelangt.

I. Entwicklung, Auffassung und Aufgaben der Naturschilderung.

1. Die Entwicklung der Naturschilderung von den ersten Anfängen an bis auf Alexander von Humboldt.

Die poetischen Denkmäler aus den ältesten Zeiten der deutschen Litteratur sind, besonders wenn man sie mit den Dichtungen der

[1]) Moebius, Über die Entwicklung der Naturschilderung in den englischen Reisewerken über Afrika. Programm Kiel 1895. — Oertel, Die Naturschilderung

Griechen, Römer und vor allem der Orientalen vergleicht, auffallend arm an Spuren des so viel gerühmten deutschen Naturgefühls. Es giebt wohl kaum in der Weltlitteratur ein Epos, das so karg ist in Zeit- und Ortsbestimmungen, wie das Nibelungenlied, und wenn man das Wehen des Nordwindes und das Rauschen der Nordsee im Kudrunliede zu vernehmen glaubte, so ist das eben nicht viel mehr als eine schöne Phrase. Wenn ferner unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blütezeit vor allem Gottfried von Straßburg eine entschiedenere Neigung zur Natur als seine Vorgänger bekundet, wenn auch besonders unter den Lyrikern aus der Zeit des Minnesangs helle, fröhliche Dichterstimmen nicht fehlen, welche mit Innigkeit die erwachende Natur feiern und den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten besingen, so suchen wir doch jede individuellere Auffassung des Landschaftlichen vergeblich. Mit Recht sagt Wilhelm Grimm: „Die vaterländischen Dichter dieser Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüt mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiß nicht, aber sie hinterließen uns keine andere Äußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmen“.[1]) Dieses Urteil gilt im großen und ganzen auch für die deutsche Litteratur bis in die Zeit hinein, wo Martin Opitz und seine Zeitgenossen an der Arbeit waren, die durch die traurigen politischen und kirchlichen Verhältnisse so tief gesunkene deutsche Dichtung wieder zu heben. Jedoch selbst die Gedichte des vielgepriesenen Opitz bekunden keinen irgendwie ausgeprägten Natursinn, und ebenso vermissen wir bei dem als Lyriker sonst höher stehenden Fleming die Fähigkeit, landschaftliche Eindrücke in Worten wieder zu geben. „Versucht er es, so setzt er den Olymp in Bewegung, ruft Oreaden und Dryaden, Kastor und Pollux u. s. w. auf; selten aber trifft er den reinen, unverfälschten Ton der Empfindung gegenüber der Natur, wie seinem Herzen“.[2])

Dennoch zeigen sich auch in dieser Periode schon Symptome der Rückkehr zur Natur. Neben dem breiten Strome der großen Dichterkreise lassen sich bereits die Spuren einiger Seitenströmungen wahrnehmen, welche sich abwenden von der Unnatur, wie sie die Modedichter zeigen. Im Volksliede und in den Dichtungen eines Friedrich von Spee, vor allem eines Christian Günther, erkennen wir

---

bei den deutschen geographischen Reisebeschreibern des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1899.

[1]) Kosmos 2, 33.

[2]) Biese 2, 268.

schon mehr oder weniger gelungene Bemühungen, welche versuchten, die Manieriertheit des Rokokogeschmacks zu durchbrechen, der nicht nur die Kunst, sondern auch die Natur in seine barocken Formen zu zwingen versuchte. In ihnen finden wir schon Gedanken und Stimmungen, welche in Brockes und Haller am Anfange des 18. Jahrhunderts die Zeit der „empfindsam schildernden und der idyllischen Dichtung“ eröffnen.

Jedoch auch das Naturgefühl dieser Periode ist noch kein reines, es wird gekennzeichnet durch eine überschwengliche Sentimentalität, durch eine nicht selten erkünstelte, unwahre Empfindsamkeit, die sich bei fast allen Dichtern bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts in den Naturgenuß mischt. Nicht die Natur selbst, sondern das Wechselverhältnis zwischen der Natur und dem Menschengeiste, die Gefühle und Stimmungen, die jene im Menschenherzen erweckt, sollen dargestellt werden; aber nur bei wenigen vernehmen wir die Klänge einer reinen Harmonie zwischen Seele und Natur. Brockes kommt es als echtem Vertreter der Aufklärung besonders darauf an, die Zweckmäßigkeit im Haushalte der Natur nachzuweisen, Hallers Naturgefühl kennzeichnet sich hauptsächlich durch das Bestreben, die Nützlichkeit und den moralischen Einfluß der Natur auf den Menschen zu zeigen, bei Klopstock tritt dies zurück vor einer heiligen Schwärmerei für das Erhabene und Schöne der göttlichen Schöpfung. Am trefflichsten verstand es noch E. von Kleist, jene Symptome zwischen dem Dichtergemüt und der Naturseele herauszufühlen und poetisch zu gestalten.[1])

Die Naturpoesien dieser Dichter gehören zumeist der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Nachdem dann in den sechziger Jahren die Muse der lyrischen Poesie fast vollständig geschwiegen, erwacht sie schon im nächsten Jahrzehnt in den Dichtern des Sturmes und Dranges zu neuer, schönerer Blüte. Herder und vor allem der junge Goethe sind es, die als Vorläufer eines modernen Naturgefühls angesehen werden müssen, das in dem späteren Goethe zu seiner höchsten Entfaltung heranreifte. Von diesem wird in einem späteren Abschnitte dieser Arbeit die Rede sein.

Bietet so im großen und ganzen die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Dichtung bis ins 18. Jahrhundert hinein ein nicht sehr erfreuliches Bild, so entrollt sich ein solches in noch viel düsterern Farben, wenn wir in den Werken der ersten deutschen

[1]) Die Entwicklung des modernen Naturgefühls in Deutschland von Opitz bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts ist besonders eingehend charakterisiert und an der Hand von Zeugnissen aus der Litteratur jener Zeit erläutert in der Programmarbeit von Winter, Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls. Harburg 1883.

Reisebeschreiber nach Naturschilderungen uns umsehen. Es erscheint dies für den ersten Augenblick um so rätselhafter, wenn wir uns jene Stimmung zu rekonstruieren versuchen, die in den Entdeckungsreisenden entstehen mußte, als sich zum ersten Male vor ihnen die üppige Vegetation und das herrliche Klima der Tropenländer mit ihren fremdartigen Gewächsen und einer noch nie geschauten Farbenpracht erschloß. Aber auch hier erkennen wir die Thatsache, daß eben Genießen und Empfinden und auf der andern Seite das Empfundene mit Worten wiederzugeben und anderen naturgetreu zu übermitteln, zwei grundverschiedene Dinge sind, die nicht allzuoft zusammenwirken. Bei Beurteilung der Naturauffassung jener Zeit bildet ferner der Beruf der Reisenden ein nicht zu unterschätzendes Moment. Es waren meist ungebildete Seeleute, Männer aus den untersten Volksschichten, oder Abenteurer, Missionare und Pilger, denen in erster Linie der Reichtum und die Fülle der Pflanzen und Produkte, sowie vor allem ihre Nützlichkeit auffiel. Wohl keinem dieser Reisenden blieben die Reize des Neuen der fremdartigen Natur vollständig fremd, aber sie kommen selten über die dürftigsten Ausdrücke, wie anmutig, hübsch, lustig, erschrecklich u. s. w. hinaus. Außerdem erkennen wir auch in diesen kümmerlichen Ansätzen zu Naturschilderungen deutlich, wie weniger die Formen der äußeren Natur, als vielmehr die inneren Gefühle und Stimmungen des Reisenden mit diesen allgemeinen Beiwörtern wiedergegeben werden.

Es sei nur auf wenige hervorragende Reisende jener Zeit hingewiesen, deren Äußerungen über die Natur der bereisten Länder typisch sind für die Naturauffassuug des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts. Zu den besten deutschen Reisebeschreibungen des 16. Jahrhunderts gehört unstreitig das Werk Hans Stadens, der als der erste deutsche Reisende (1547—1555) im südlichen Brasilien weilte und uns Aufzeichnungen über seinen dortigen Aufenthalt hinterlassen hat. So wertvoll diese an sich sind, so arm sind sie an Naturschilderungen. „Anno Domini 1549, den 4. tag nach Ostern, siegelten wir zu Sanct Lucas aus, fuhren nach den Insulen Cannarias, anckerten bey einer Insulen, Pallama genant. Auß Pallama fuhren wir nach Cape verde, das ist, das grüne haupt, welches liegt in der schwartzen Moren landt .... Darnach kamen wir bey einer Insulen an, genannt S. Thome, hört dem Könige von Portugal, ist ein zuckerreich Eilandt, aber vngesunt ...“.[1])

In den Jahren 1611—1620 finden wir den ersten wissenschaftlichen Afrikareisenden Samuel Braun an der Guineaküste. Wie

[1]) Viktor Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts. Leipziger Studien 1895. 4. Heft. S. 61.

wenig auch dieser vielgereiste Mann die Natur des Landes zu schildern versteht, ersehen wir aus den spärlichen Bemerkungen, welche in seinem sonst ausgezeichneten Reiseberichte eingestreut sind. Die Sierraleone- und die Quaquaküste schildert er als „ein nicht gar hohes Land / doch sehr lustig anzusehen wegen der vielen Wälder / welche oben aus also eben sind / als wären sie mit einer Schere geebnet und verschnitten worden". Gabun ist ebenfalls „ein lustig Land / über die Maßen gut" und „mit schönem frischen Wasser versehen".[1])

Führen wir noch ein Beispiel an aus dem „ersten litterarisch vollendeten und zugleich mit dem ganzen Bildungsgehalte seiner Zeit getränkten Reisewerke" von Olearius, das zuerst im Jahre 1647 erschien und selbst von Goethe als ein „hocherfreuliches und belehrendes Werk" bezeichnet wurde.[2]) Olearius schildert daselbst das Land bei Nisawai: „Das Land war allenthalben sehr lustig anzusehen / sintemahl Bäume und Erdreich noch grün / hat einen fetten fruchtbahren Grund / reich von Reiß / Weitzen und Gerstenwachs / auch gutem Obste / war mit einzelnen Bäumen und wenig Busch bewachsen."[3]) Von den Bergen, die von „Ardebil biß Sultanie" das Land durchzogen, weiß er nichts zu berichten, als daß sie reisten „fast immer über und zwischen rauhe Berge / durch enge gefährliche Wege / daß man an etlichen Orthen die Senffte mit großer Beschwer von starcken Leuthen mußte tragen lassen" (S. 249).

Noch lange Zeit vergeht, ehe auch in der Auffassung der Naturschilderung ein größerer Anlauf zu vollkommener Darstellung genommen wird. Die Werke von Peter Kolb (1705—1713), Messerschmidt (1720), Gmelin (1733—1743), Steller (1741—1742), Carsten Niebuhr (1761—1767) u. a.[4]) begnügen sich noch immer, das eine oder das andere Stück aus einer Landschaft herauszureißen und diese einzelnen Teile, die aus irgend einem praktischen Grunde das Interesse des Reisenden fesselten, mit wenigen trocknen Worten zu charakterisieren. Zu einer Würdigung der ganzen Landschaft erhob man sich nie. Meist kleidete man die Bemerkungen über die Natur in ein „wahres Bettlergewand", und ihrer Dürftigkeit wegen können sie nur als kümmerliche Anfänge der Naturschilderung betrachtet werden.

Daß wir bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts so gut wie keine Naturschilderung, sondern eben nur Bruchstücke derselben finden,

---

[1]) Henning, Samuel Braun, der erste deutsche wissenschaftliche Afrikareisende. Dissertation Leipzig 1900. S. 36.

[2]) Ratzel, Olearius; Allgemeine deutsche Biographie 24, 271.

[3]) Adam Olearius, Viel vermehrte Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung. Von Neuem auffgelegt Ao. 1696. S. 217.

[4]) Beispiele von Naturschilderungen aus den geographischen Reisewerken des 18. Jahrhunderts siehe Oertel, S. 14 ff.

liegt jedoch nicht allein darin, daß das Naturgefühl unter den ungünstigen äußeren und inneren Zeitverhältnissen nicht zur Ausbildung kommen konnte, sondern hat einen nicht zu übersehenden Grund in der Thatsache, daß die geographischen Wissenschaften noch immer sehr im argen lagen und daß die Naturwissenschaften nach ihrer Jahrhunderte langen, starren Ruhe erst jetzt wieder zu höherem Streben erwachten. Als man diese nicht mehr lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte aus betrieb, als man versuchte, auch in das innerste Wesen der Natur einzudringen und dem Walten der Naturkräfte, das sich in jeder einzelnen Naturform ausspricht, bis in seine geheimsten Tiefen nachzugehen, da kamen diese Fortschritte auch bald in den Reisebeschreibungen zur Geltung, und man sieht in der Entwicklung der Naturschilderung ganz deutlich, wie wissenschaftliche Erkenntnis das Gefühl für Naturschönheiten vervielfältigt und verfeinert. Wie eine stille Revolution vollzieht sich das allmähliche Erwachen der Naturschilderung in den Reisewerken des 18. Jahrhunderts. Die anfangs nur vereinzelt auftretenden, später aber sich mehr und mehr häufenden Beschreibungen der landschaftlichen Objekte beweisen, wie jeder einzelne zu ihrer Vervollkommnung seinen Teil beiträgt. So ging man bald dazu über, einzelne Naturscenen als Einheiten zu erfassen, aus dem Landschaftsbilde herauszuheben und zu schildern.

Als ein Vorläufer dieser neuen Richtung in der Naturschilderung kann Jonas Korte gelten, der in seinem Berichte über die Reise nach Palästina (1751) erkennen läßt, daß seine Auffassung der Natur eine viel tiefere ist, als die vieler Reisenden seiner Zeit.[1]) In denselben Bahnen arbeiten die eigentlichen Vertreter der neuen Richtung fort, Simon Pallas (1768), Jacob Ferber (1771), Laxmann, Hacquet (1778), die beiden Forster (1772) und Hornemann. Der bedeutendste unter ihnen ist bei weitem Georg Forster, der mit Recht als der Vater jener wissenschaftlichen und künstlerischen Länderbeschreibung bezeichnet wird, die sein großer Schüler A. von Humboldt zur Vollendung erhob. Von ihm hat die Welt reisen und beschreiben gelernt im fruchtbarsten Sinne des Wortes.[2]) Die Bedeutung dieses Reisenden in der Geschichte der Naturschilderung können wir am besten mit den Worten A. v. Humboldts charakterisieren, der seines Lehrers häufig in dankbarer Anerkennung und Verehrung gedenkt. Noch auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes, im Kosmos, bezeichnet er ihn als seinen „berühmten Lehrer und Freund",[3]) als den Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Litteratur

---

[1]) Oertel, S. 29.

[2]) Bruhns, Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie. 3 Bände. Leipzig 1872. 1, 96.

[3]) Kosmos 2, 65.

am kräftigsten und gelungensten die Richtung der neuen Reisebeschreibungen eröffnet habe: „Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster zuerst mit Anmut die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse .... Alles, was der Ansicht einer exotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint."[1]) Noch nie hatte jemand mit solchen Augen, mit ähnlichem tiefen Verständnis die Natur betrachtet, noch nie jemand in so herrlicher Weise das Geschaute und Empfundene zur Darstellung gebracht, und so glauben wir, in Gegensatz zu Oertel, der A. von Humboldt als den Höhepunkt der Naturschilderung im 18. Jahrhundert bezeichnet,[2]) Georg Forster diesen Ehrenplatz einräumen zu können.[3])

Humboldts Bedeutung aber werden wir am besten würdigen, wenn wir ihn in der Entwicklungsreihe der Naturschilderung als eine isolierte Erscheinung herausheben und ihn als den genialen Schöpfer neuer Anschauungen am Anfange des 19. Jahrhunderts bezeichnen, der der Naturauffassung vollständig neue Bahnen vorschrieb. Wohl versuchen mehrere Schriftsteller, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ihre Reisewerke veröffentlichten, wie Sulzer, Nicolai, Meyer, von Große, Graf Stolberg, Küttner und andere,[4]) sich über die Auffassung von einzelnen Objekten zu Gesamtbildern geschlossener Landschaften zu erheben, aber alle ihre Schilderungen sind eben nur Keime, Versuche. Es fehlt trotz der Anregungen eines Forster, eines Goethe ihrer Sprache nicht nur die Anmut und Klarheit, der für jede Situation charakteristische Ausdruck, es fehlte ihnen vor allem auch die „Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte",[5])

---

[1]) Kosmos 2, 72.

[2]) Oertel, S. 76.

[3]) Zwar betrat Alexander von Humboldt noch im Jahre 1799 in der Hafenstadt Cumanà den südamerikanischen Boden, aber er scheidet aus der Reihe der Naturschilderer des 18. Jahrhunderts schon deshalb aus, weil nicht nur seine „Ansichten der Natur" erst im Jahre 1808 erschienen, sondern vor allem deshalb, weil der Mann, der noch in den Jahren 1827 und 1828 seine berühmten 61 Kosmosvorlesungen hielt und der bis zu seinem Tode im Jahre 1859 mitten im wissenschaftlichen Leben stand, dessen ganze Denkart und Geistesrichtung Jahrzehnte weit seinen Zeitgenossen vorausgeeilt war, nicht den Geistern eines Jahrhunderts zugezählt werden kann, in dem er seine Jugend- und Lehrjahre verlebte.

[4]) Oertel, S. 50 ff.

[5]) Kosmos 1, 5.

Bedingungen, die zu einer vollkommenen Darstellung der Natur unerläßlich sind.

Alle seine Vorgänger übertrifft Alexander von Humboldt durch seine „Ansichten der Natur“. Wenn diese sich auch nicht von dem ihrer Zeit eigenen Hange zur Empfindsamkeit völlig freihalten — Humboldt nennt selbst sein „Lieblingswerk“ [1]) „ein rein auf deutsche Gefühlsweise berechnetes Buch“ [2]) — wenn sie sprachlich auch gegen gewisse Vorschriften für die ungebundene Rede verstoßen,[3]) so sind sie gleichwohl eine künstlerische Leistung, die in ihrer Art noch unübertroffen unsere Litteratur schmückt. Seine treffliche Schilderung der Steppen, des Lebens im Urwalde, der Wasserfälle des Orinoko sind die Muster geblieben, welche fast alle nachfolgenden Reisenden und Naturschilderer nachzuahmen versucht haben.

Es ist schade, daß A. von Humboldt die große südamerikanische Reise nicht in seiner Muttersprache beschrieben und daß er auch in den „Ansichten“ gewissermaßen nur Proben und Muster für die Auffassung der Natur, nicht aber zugleich auch Beispiele für eine durchgehende Schilderung eines ganzen bereisten Landes gegeben hat. Beeinträchtigt wird für unseren Zweck der Wert dieser für ihre Zeit unübertrefflichen Naturschilderungen vor allem dadurch, daß er auch die Natur anderer Landschaftsformen, die er selbst nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, nach fremden Berichten benutzte, wodurch zwar seine Absicht, typische Landschaftsformen zu geben, um so vollkommener erreicht wird, gleichzeitig aber seine Darstellungen für unsere Betrachtung der Entwicklung der Naturschilderung in den deutschen Reisewerken an Wert nicht wenig verlieren.

Dennoch ist die gewaltige Bedeutung Humboldts auf diesem Gebiete unbestritten. Sie liegt hauptsächlich darin, daß er derjenige ist, der zuerst auf den hohen Wert der Landschaftsschilderung für den Geographen hingewiesen hat, der die Technik derselben in neue Bahnen wies, indem er die Bedeutung der Formen, Umrisse, Linien, Farben und Lichtwirkung im Landschaftsbilde hervorhob und zugleich typische Beispiele für die Auffassung charakteristischer Landschaftsformen gab. „Himmelsbläue, Wolkengestaltung, Duft, der auf der Ferne ruht, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge sind die Elemente, welche den Totaleindruck einer Gegend bestimmen.“ [4])

Diese wichtigen Bedingungen einer guten Naturschilderung fehlen zwar bei einzelnen der früheren Reisebeschreiber nicht völlig. Schon

[1]) Briefe von A. von Humboldt an Varnhagen von Ense 1827—1858. Leipzig 1860. S. 244.

[2]) Briefe von A. von Humboldt an Ch. J. von Bunsen. Leipzig 1869. S. 115.

[3]) Vgl. Anmerkung S. 35.

[4]) Humboldt, Kosmos 2, 92.

Sulzer versenkte sich mit fast übergroßer Liebe in die Farbenpracht der Berge von Marseille,[1]) Schulz schilderte das großartige Schauspiel des bewegten, an den Felsenklippen brandenden Wolkenmeeres während eines Gewitters in den Alpen,[2]) und Forster zeichnete in seinen Naturschilderungen öfter die Umrisse und Linien in der Landschaft,[3]) Humboldt aber war der erste, der diese unerläßlichen Eigenschaften der Naturschilderung in bestimmte Gesetze und Formen faßte und sie bewußt und mit voller Absicht in den „Ansichten“ anwandte.

Damit verbindet sich noch ein Zweites. Sollen die Gesamtbilder einer Landschaft bei ihrem reichen Vielerlei auch eine Gesamtwirkung, einen einheitlichen Eindruck, eine klare Anschauung der Natur in der Seele des Lesers erwecken, so muß auch das Wesentliche, der Grundzug in dem Charakter der Landschaft dargestellt werden. „Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und der Naturkräfte als ein lebendiges Ganze.“[4]) So ist es die Landschaft, aufgefaßt als ein kunstvoller Ausdruck schaffender Naturkräfte, die vor dem Naturfreunde als einheitliches, lebensvolles Ganzes sich ausbreitet; sie so aufzufassen und darzustellen ist die wichtigste Aufgabe der Naturschilderung, wie sie Humboldt zuerst erkannt und ausgesprochen hat. Läßt sich in jener ästhetischen Forderung, welche die Auffassung der Formen und Farben in der Landschaft betrifft, vor allem der Einfluß der Litteratur, insonderheit der eines Goethe erkennen, „des großen Meisters der Dichtung, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl durchdringt, sei es in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten“,[5]) so kommt Humboldt zur anderen Forderung in erster Linie durch seine wissenschaftliche Thätigkeit, welche fast alle Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften umfaßte. Mit Recht weist Peschel in seinem Aufsatze „Erd- und Völkerkunde, Staatswirtschaft und Geschichtschreibung bei A. von Humboldt“ darauf hin, daß die Größe des unsterblichen Forschers sich insbesondere darauf gründe, daß er die Erdkunde, die vor ihm

---

[1]) Oertel, S. 62.
[2]) Oertel, S. 67.
[3]) Oertel, S. 68.
[4]) Humboldt, Kosmos 1, 5.
[5]) Derselbe 2, 75. Ähnlich sagt Humboldt selbst in einem Briefe an Karoline von Wolzogen, den 4. Mai 1806: „Überall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war.“ Bruhns 1, 417.

noch wenig mehr als eine Ortskunde (Topographie) gewesen war, durch neue und vielfache Aufgaben bereichert und zu einer Naturkunde der Erdräume erhoben habe.[1]) Die hohe Auffassung vom Wesen und der inneren Gesetzmäßigkeit des ganzen Weltalls spiegelt sich deutlich wieder in seinen Naturschilderungen.

Im Folgenden wird es nun unsere Aufgabe sein, nachzuweisen, wie diese Auffassung der Natur bei A. von Humboldt die Naturschilderung in den Reisewerken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beeinflußt, wie die „Ansichten der Natur" als ein bleibendes Vorbild dastehen, dem viele nachstrebten, das jedoch auch von vielen der späteren „Schüler", wenn man in der Geschichte der Naturschilderung von solchen reden kann, im einzelnen erreicht, ja sogar übertroffen wird.

2. Die Entwicklung der Naturschilderung von A. von Humboldt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

A. Bruchstückartige Darstellung der Landschaft.

Wohl hatte A. von Humboldt klar und bestimmt die Anforderungen formuliert, die man an eine anschauliche, lebensvolle Schilderung der Natur stellen muß, aber noch eine geraume Zeit vergeht, ehe diese Anforderungen voll und ganz verwirklicht werden. Noch in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts finden wir Reisewerke genug, welche, was den Stand der Naturschilderung anlangt, nicht über den Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts stehen, ja die nicht einmal die besten dieser Periode erreichen. Es sind gewissermaßen Erstarrungsformen alter Anschauungen, die sich noch unverhältnismäßig lange erhalten und sich sonderbar genug unter den glänzenden Leistungen ihrer Zeit ausnehmen. Teils sind es Stimmungen aus jener Zeit, in welcher Goethes Werther mit seiner sentimentalen, sympathetischen Naturauffassung eine so beispiellose Wirkung erzielte, Ausbrüche eines schwärmerischen Naturgefühls, das sich schrankenlos dem Genusse der Natur hingiebt und dabei den Blick für die wesentlichen Formen und die charakteristischen Züge einer Landschaft verliert; teils erinnern diese dürftigen Naturschilderungen an jene kümmerlichen Anfänge in früheren Zeiten, in denen die nüchternen, vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus bestimmte Auffassung der Natur jedes lebendige Gefühl unterdrückte und nie mehr als Bruchstücke der Landschaft erkennen und zeichnen ließ.

So nahm sich J. W. Schmidt,[2]) der von Stockholm aus die nördlichen Provinzen Schwedens bis zu den Wohnsitzen der Lappen

---

[1]) Bruhns 3, 186.

[2]) J. W. Schmidt, Reisen durch einige schwedische Provinzen bis zu den südlicheren Wohnplätzen der nomadischen Lappen. Berlin und Hamburg 1802.

bereiste, schon bei Beginn der Reise vor, zugleich „die schönen Gegenden, die er sich nach den Beschreibungen nicht entzückend genug vorstellen konnte, zu betrachten, sein Herz bei ihrem Anblicke zu erwärmen und dadurch seiner Einbildungskraft Stoff zu einer Menge von Bildern zu verschaffen, mit denen er sich einst in den Stunden der Erinnerung in angenehme Träume einwiegen wollte“ (S. 4). Die Landschaftsschilderung kommt dabei sehr zu kurz. Wohl finden wir zahlreiche Versuche, die Landschaft wiederzugeben, meist aber begnügt er sich, zu erwähnen, daß er durch einen „angenehmen Wald“ (S. 32) oder eine „anmutige, waldige Gegend“ (S. 56) fuhr. Die Schlagworte jener Zeit, „schön, lieblich“ spielen eine große Rolle, und in vielen Fällen überhebt die bloße Beifügung „romantisch“ jedes weiteren, erklärenden Wortes. Nur erhabene Naturschauspiele geben dem Verfasser Veranlassung zu etwas ausführlicheren Bemerkungen, aber auch diese sind meist nichts als sentimentale Phrasen, Reflexionen über die Menschheit, das menschliche Dasein, über den allmächtigen Schöpfer der Natur u. s. w. Gern überläßt er sich „ganz den süßen Gefühlen, die in reiner Harmonie mit der romantisch schauerlichen Gegend in unserem unbefangenen Gemüte ertönten und einen Accord hervorbrachten, der die Seele in einen wonnenvollen Taumel einwiegte“ (S. 98).

Mit großer Ausführlichkeit schildert der Frankfurter Stadtpfarrer Gerhard Friedrich[1]) die persönlichen Erlebnisse auf seiner Reise durch den Odenwald, während er für die Natur nur einen Seitenblick übrig hat. Obgleich er gestehen muß, selten so reiche und vielseitige Landschaften gesehen zu haben wie von den Ruinen des Auerbacher Schlosses, so verzichtet er doch auf die Schilderung, da er meint „einem geistigen, gefühlvollen Menschen Naturschönheiten, besonders die einer reizenden Aussicht schildern zu wollen, gleiche ungefähr der Beschreibung, die man einem Sinnlichen von den Freuden eines leckerhaften Mahles mache. Die Begierde werde entzündet, ohne Befriedigung zu erhalten“ (S. 62). Er ist daher auch nicht im stande, mit klaren Strichen eine Landschaft zu zeichnen. So begnügt er sich mit den allgemeinsten Wendungen, indem er z. B. die Umgegend der Bergstraße mit den Worten schildert: „Der herrliche Morgen bot uns eine seltene Fülle von Naturgenüssen, Mannigfaltigkeit in Wäldern, Bergen, romantischen Thälern, in deren Hintergrunde häufig eine einsame Mühle oder eine Gruppe ländlicher Hütten sichtbar ward. Durch den blumigen Wiesenteppich wand sich ein murmelnder Bach, von Erlen oder Haselgebüsch umkränzt“ (S. 85).

---

[1]) G. Friedrich, Reise durch einen Teil der Bergstraße und des Odenwaldes. Wiesbaden 1820.

Schärfer versucht schon Fischer[1]) die Landschaft zu erfassen und zu umreißen. Die Crau (in der Provence) erscheint ihm als eine große, wohl zwanzig Quadratlieues im Umfange haltende, triangelförmige Ebene, deren Spitze gegen das Meer gekehrt und im Norden und Osten mit Anhöhen eingefaßt ist. Sie gleicht einem unübersehbaren, mit dem Horizonte zusammenfließenden Steinmeer, wo Kiesel an Kiesel gereiht ist (1, 21). Er versucht sogar, nach eingehenden geologischen Bestimmungen der Bodenbeschaffenheit die erdgeschichtliche Vergangenheit des westlichen Südfrankreich zu erschließen. Sowohl in der Gegend bei Nismes (1, 188), als auch bei Montpellier (1, 256) bemerkt er Spuren, welche verraten, daß sie in früheren Zeiten vom Meere bedeckt gewesen sind. Zu deutlichen Gesamtbildern kommt freilich auch Fischer nicht, die meisten seiner Naturschilderungen lassen es bewenden bei einzelnen Bemerkungen, die mit wenigen nichtssagenden Worten die Beschaffenheit der durchwanderten Gegend erwähnen, z. B.: „Wir treten in die pittoreskischen Gebirge von Forez und Beaujolais" (2, 8) oder „Von Aix bis St. Cannat fährt man zwischen unfruchtbaren Kalkhügeln dahin" (1, 20).

Einen ähnlichen Eindruck machen die Naturschilderungen E. M. Arndts.[2]) Auf seiner Reise durch Schweden beschreibt er die Wege und die Landschaften, wie er sie von seiner Kutsche aus sah. Diese Art zu beobachten macht ihn kurzsilbig und arm im Ausdruck. Sorgfältig notiert er zwar fast jede Aenderung der Bodenbeschaffenheit, aber keine seiner Aufzeichnungen ist geeignet, ein Bild von der Physiognomie des Landes zu geben. So muß man sich begnügen, zu erfahren, daß das Land bald abflacht, bald hügelig wird, hier Seen, dort Moräste, hier guten, dort fruchtbaren Boden hat u. s. w., ohne daß der Umfang, die Größe und die wichtigsten Eigenschaften bestimmt werden. Fast keine Seite ist leer von den Ausdrücken: hübsch, schön, munter, brav, lustig. Mit Vorliebe gebraucht er die Attribute „pittoresk, romantisch, malerisch". Stimmung und Charakter einer Gegend dünken ihm genügend gekennzeichnet, wenn er beispielsweise sagt: „Die 1¾ Meilen bis Grythytta ist die Gegend wild und romantisch, nur war leider das Wetter mit stürzendem Regen zu elegisch" (2, 165). Selbst auf hochgelegenen Punkten, welche einen weiten Ausblick gestatten, schweigt seine Feder, er vergißt jede Schilderung über den Gefühlen, die sein empfängliches Herz erfüllen. Auf dem Gipfel des 1372 Meter hohen Aarekutan (in Jemtland) stärkt er sein „Auge und Herz eine glückliche halbe Stunde lang im Anschauen der unendlichen Welt". Von der Natur des Landes selbst erfahren wir nichts (3, 166).

---

[1]) Chr. Aug. Fischer, Reisen in das südliche Frankreich. 2 Bände. Leipzig 1806.
[2]) E. M. Arndt, Reise durch Schweden im Jahre 1804. 4 Bände. Berlin 1806.

Beweisen diese Reisebeschreiber trotz der Armut an wertvollen Naturschilderungen in den Äußerungen ihrer intuitiven und mehr geahnten, als bewußten Freude an den Schönheiten der Landschaft doch immerhin ein überaus inniges Naturgefühl, so treffen wir selbst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts noch Reisende, die vor den bescheidensten Anfängen des 17. und 18. Jahrhunderts nichts voraus haben. Eigentümlich berührt es, wenn Moritz von Kotzebue[1]) von der Landschaft an der Grenze zwischen Armenien und Persien nichts weiter zu berichten weiß, als daß der Weg durch „ein wüstes Land" (S. 59) führte, oder wenn er von der Umgebung der Stadt Tauris erwähnt, daß sie „ziemlich sandig und gebürgig" sei. „Rechts erblicken wir ein Gebürge, das isoliert dasteht und mit Schnee bedeckt ist" (S. 113).

Von dieser Reisebeschreibung unterscheidet sich die des Freiherrn von Eggers[2]) nur durch die große Zahl und Regelmäßigkeit, nicht aber durch eine sorgfältigere Ausführung der Naturschilderungen. „Die Gegend bis Donauwörth ist sehr schön, fruchtbar und bergig, oft von amphitheatralischer Lage" (1, 269). Vollständig fremd ist ihm noch das Gefühl für die Schönheit des Hochgebirges. Um Traunstein (in Südbayern) sieht er nichts als „viele Berge" (1, 276) und von dem Wege von Salzburg nach Berchtesgaden berichtet er, „daß bei Grödig das Thal enger wird. Man fährt bald zwischen Bergen in einem schmalen, oft wilden und rauhen Thale" (1, 419).

Lediglich zum Zwecke zoologischer Sammlungen unternahm Thienemann[3]) seine Reise nach Island. Auch sein Werk ist arm an guten Naturschilderungen. Wohl werden neue Landschaften und besonders auffallende Naturgegenstände erwähnt, die Schilderungen jedoch gehen kaum über den Versuch hinaus, die Lage, Ausdehnung und die Größenverhältnisse festzustellen. Von einer auch die charakteristischen Züge, die Farben und Umrisse der Landschaft zeichnenden Gesamtschilderung ist er noch weit entfernt. Von der Küste des Hiedinsfjördr erwähnt er nur, daß sie sich tief in das Land erstrecke, klippenfrei und fortwährend steil und hoch ist (S. 56). Selbst die Schönheiten der nordischen Gletscherwelt regen seine Phantasie nicht zu einer eingehenderen Schilderung an. So schreibt er von der Gegend bei Breidebollstadr, westlich vom Hornafjord: „Bis hierher hatten wir

---

[1]) Moritz von Kotzebue, Reise nach Persien im Jahre 1817. Weimar 1819. Dieser Reisende ist nicht zu verwechseln mit dem berühmten Weltumsegler gleichen Namens (vgl. S. 20).

[2]) v. Eggers, Reisen durch Franken, Bayern, Östreich, Preußen und Sachsen. 4. Teile. Leipzig 1810. 1, 269.

[3]) Thienemann, Reise im Norden Europas, vorzüglich in Island 1820—1821. Leipzig 1827.

die Gletscher nur von weitem im Innern des Landes gesehen, da noch eisfreie Bergzüge sie vom Meere trennen; von hier aus treten sie dicht an das Meer und haben durch ihre Wanderungen den Strand in eine Sandwüste verwandelt" (S. 311).

Zu den Reisenden aus der Zeit der älteren Naturauffassung gehört auch der Afrikareisende Ehrenberg,[1]) der im Gefolge von Mehemed Alis Truppen bis Ambukol vordrang (18° 3' N.). So ausgezeichnet auch die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise sind — A. von Humboldt selbst giebt dem Reisenden das ehrenvolle Zeugnis, daß er voll und ganz die hohen Erwartungen erfüllt habe, die man auf ihn gesetzt[2]) — so gering ist die Bedeutung dieses Reisewerkes für die Entwicklung der Naturschilderung. Nur gelegentlich, und dann auch nur bruchstückartig, finden sich wenige Notizen über den Charakter der Landschaft. Der Wüste vermag er keinen Reiz abzugewinnen (S. 117), und selbst die fruchtbaren Gefilde des Nil interessieren ihn nicht. Wohl giebt er zu, daß große Strecken von Kulturland mit üppigem Saatenwuchs ein angenehmes Bild bieten, „aber welcher Europäer würde, um Klee- und Weizenfelder zu sehen, nach Ägypten reisen, und wenn er sie dort sähe, sich für die Mühen der Reise belohnt und begeistert fühlen" (S. 155).

Auch bei Goebel[3]) kommt die Naturschilderung sehr kurz weg. Sein Hauptaugenmerk richtet sich auf chemische Untersuchungen des Bodens und der stehenden Gewässer in den Salzsteppen zwischen dem Ural und der Wolga. Nur wenige verstreute Notizen berichten über die Natur des Landes. Ein eigenes Gefühl ergreift ihn bei der Leere und der Gleichförmigkeit der Landschaft, wenn er nichts erblickt als „Himmel und Steppe" (1, 49). Aber auch als die Gegend, wie er selbst bemerkt, „anziehender" wird, da Höhen und Thäler, Wälder und Flüßchen diese schmückten, bleibt der Charakter seiner Naturschilderung derselbe. „Uns zur Linken nach Osten zog sich an der Tiostscha eine bewaldete Bergkette hin, das rechte Ufer dieses Flüßchens bildend, die durch Wechsel ihrer Höhen und Schluchten, sowie durch einzelne nackte Felsen einen äußerst angenehmen Eindruck auf den Beschauer machte" (1, 14).

Ohne jede wissenschaftliche Vorbereitung, mit vollkommen ungenügenden Mitteln trat Katte[4]) in Massaua seine Reise an, um

[1]) Hemprich und Ehrenberg, Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika und Westasien 1820—1825. Berlin 1828.

[2]) A. von Humboldt, Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich. Berlin 1826.

[3]) Goebel, Reise in die Steppen des südlichen Rußlands. 2 Bände. Dorpat 1838.

[4]) A. von Katte, Reise in Abessinien im Jahre 1836. Stuttgart und Tübingen 1838.

Afrika von Osten nach Westen zu durchqueren, jedoch schon in Gondar mußte er seinen Plan aufgeben und umkehren. Man erkennt in seinem Reisewerke sofort den Charakter eines Reisenden, der zwar mit offenem Sinn für Naturschönheiten unbekannte Gegenden durchwandert, dem aber ein durch wissenschaftliche Bildung geschulter Blick für die eigenartigen Formen einer fremden Natur vollständig abgeht. Sorgfältig trägt er die Bemerkungen über die Landschaft und über den Verlauf der Reise in sein Tagebuch ein, aber selbst bei einer Zusammenstellung geben diese doch kein anschauliches Bild Abessiniens, da sie zu allgemein gehalten, in ihren unbestimmten Attributen kaum den Charakter des Landes erkennen lassen. So schildert er z. B. die Gebirgslandschaft vor Gondar: „Der Weg geht über einen unbedeutenden Höhenzug, tritt dann in eine lachende Ebene. auf allen Seiten von hohen Granitfelsen begrenzt, die noch deutliche Spuren früherer furchtbarer Revolutionen tragen . . . Diese Felsenmassen erstrecken sich sehr weit fort. Im Kontrast mit dieser Zerstörung bietet die sich dazwischen hindurchziehende Ebene den herrlichsten Anblick dar. Auch über sie hinaus behält die Natur diesen Charakter. Die Berge nehmen überall konische Formen an, treten zuweilen zurück und überlassen Ebenen ihren Platz. die in überraschender Fruchtbarkeit prangen. Selten sind diese Ebenen angebaut, die Natur allein bepflanzt sie" (S. 42).

Versuche einer durchgeführten Betrachtung der Landschaft, freilich in noch sehr bescheidenen Formen, begegnen uns bei Link.[1]) Durch seine „Bemerkungen" ziehen sich die Naturschilderungen in fast ununterbrochener Kette, in der nur selten ein Glied zu fehlen scheint und an deren Hand sich leicht die Bodenbeschaffenheit der bereisten Gebiete erkennen ließe, wenn die Schilderung sich nicht mit einer trockenen Aufzählung der verschiedenen Landschaftsformen und nichtssagenden Beiwörtern begnügt hätte. Von seiner Reise durch Frankreich berichtet er: „Amiens liegt in einer völligen Ebene, die hier und da mit kleinen Wäldchen geschmückt und daher sehr angenehm ist. Die schöne Ebene dauert fort bis Breteuil, einem kleinen, schlichten Flecken. Hinter diesem Orte erscheinen lange Hügelketten mit weiteren Thälern, doch kommt man zwischen St. Just und Clermont über eine sandige Ebene u. s. f." (1, 11).

An dieser Stelle ist ferner das Reisetagebuch von Seetzen[2]) anzuführen. der im Jahre 1802 seine Reise durch Syrien, Arabien 2c. antrat und im Jahre 1815 zwei Tage nach seiner Abreise von

[1]) Fr. Link, Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. 2 Teile. Kiel 1801.

[2]) Ulrich Jaspar Seetzens Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien 2c. Herausgegeben von Professor Dr. Kruse. 4 Bände. Berlin 1854.

Mocha ermordet aufgefunden wurde. Zu seiner Beurteilung liegt freilich nur ein Tagebuch vor, das der Herausgeber aus Pietät gegen den unglücklichen Reisenden unverändert abdrucken ließ. Wenn er auch vor allem Gewicht auf die Darstellung der Reisevorfälle legte — „sie sollten den Hauptteil eines solchen Werkes ausmachen" (1, LVI) — so erwähnt er doch regelmäßig die Beschaffenheit des Landes. Aber auch dies gleicht mehr einem eintönigen Registrieren. Neben die Datumangabe wird meist eine ebenso trockene Bemerkung über die Natur des Landes gesetzt: „Wir passierten eine schöne Ebene von rotbraunem Thon, aber ohne Kultur (1, 4), oder „die ganze Gegend ist wenig bergicht, nur hügelicht, aber allenthalben herrscht die größte Fruchtbarkeit" (3, 303).

Ebenso regelmäßig, freilich aber auch so dürftig sind die Schilderungen, welche Minutoli[1]) über die Beschaffenheit des Landes in den Reisebericht einflicht. Der Hauptzweck seiner Reise war die Erforschung der an Altertümern so überaus reichen ägyptischen Orte (Jupiter Ammon). Wie ein schmaler Streifen zieht sich vor ihm die afrikanische Küste weithin, bis sie im schwülen Nebel unkenntlich wird. Kein Berg, kein Baum, nichts Grünes oder Belebtes erfreut das Auge, sie ist niedrig und öder, nackter Sandsteinfels (S. 7). Während er vom Nordrande der Libyschen Wüste nur berichtet, daß der Reisende zur Rechten und Linken Gebirgszüge vor sich hatte, die sich in ein Plateau vereinigten (S. 54), oder wenn er von der Wüste selbst nichts weiter sagt, als daß sie ein wellenförmiges Terrain (S. 56) bildet, oder daß die Gegend „ganz das Gepräge der eigentlichen Wüste" annahm (S. 78), so wirkt seine Beschreibung schon deutlicher und anschaulicher, wenn er das unbekannte Land, dessen mit Salz geschwängerter Boden durch die Hitze zerrissen war, mit einem gefrorenen Sturzacker vergleicht (S. 188). Aus allem ersehen wir, daß der Reisende nicht achtlos seine Straße zog, er hat sich vielmehr ein Bild von der Libyschen Wüste zu erwerben gewußt, so daß er im stande ist, in einem zusammenfassenden Kapitel über die Bodenbeschaffenheit, insbesondere über die Gebirgsarten, Versteinerungen ꝛc. zu berichten (S. 199).

Überblicken wir am Schlusse dieser Reihe von Naturschilderungen die Entwicklung derselben, so sehen wir, wie es auch am Anfange des 19. Jahrhunderts noch Reisende giebt, die einesteils, durch eine überschwängliche, empfindsame Naturschwärmerei verhindert, zu keiner anschaulichen, objektiven Naturschilderung im geographischen Sinne gelangen, oder die andernteils ohne jedes Verständnis für die mannig-

[1]) Heinrich von Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberägypten 1820—1821. Berlin 1824.

fachen Formen der Natur achtlos an ihr vorübergehen und nur gelegentlich einen Seitenblick für die Landschaft übrig haben. Solche Naturschilderungen gleichen dürftigen Skizzen, die der Schreiber oft ohne besondere Absicht und ohne bestimmten Zweck, meist zufälligen Stimmungen gehorchend, am Rande seiner Blätter oder mitten unter die Zeilen hinwirft, teils mehr, teils weniger flüchtig und darum eben nur skizzenhaft. Man hat nicht selten den Eindruck, als entsprächen diese Naturbeobachtungen jenen Andenken und Erinnerungszeichen, die man wohl in Gestalt von Gräsern und Blumen von einem geliebten Fleck Erde mitnimmt, damit ihr Anblick später den Ort, wo man sich wohlfühlte, vor dem geistigen Auge wieder entstehen lasse. Wert haben diese aber nur für den Sammler selbst, jedem andern sind es geheime Lettern, deren Zauberkraft für ihn verloren ist.[1]) Ebenso verhält es sich mit jenen vereinzelten Naturschilderungen. Vermögen sie in dem Reisenden, der sie niederschrieb, Erinnerungen an das ganze Land zu wecken, so kann der Leser wohl die Freude, die der Reisende an der Natur hatte, mitfühlen und im besten Falle sich die allgemeinsten Züge der betreffenden Landschaft dunkel vorstellen, vergeblich aber bemüht er sich, aus diesen zufälligen Bemerkungen einen „Gesamteindruck des Landes" zu gewinnen. Bereits in den letzten Vertretern der angeführten Reisebeschreibungen zeigt sich jedoch schon ein Fortschritt. Zwar bestehen im großen und ganzen die einzelnen Naturschilderungen nur in wenigen, meist sehr allgemein gehaltenen Redensarten oder kennzeichnen mit der Wiedergabe dieser oder jener Eigenschaft oder des allgemeinsten Gesamteindrucks einer Landschaft kaum bruchstückartig den Charakter derselben, am Ende unserer Reihe häuft sich jedoch die Zahl dieser Versuche. Nicht mehr zufällig flechten sich die Naturschilderungen ein, sondern bewußt und mit voller Absicht werden die Notizen über den jeweiligen Charakter der Landschaft in das Reisetagebuch eingetragen, so daß sie schließlich von dem letztgenannten Forscher (Minutoli) sogar zu einem Rückblick zusammengestellt werden konnten.

B. Gesamtauffassung einzelner Landschaften.

So lange man nur einen Teil des Landschaftsbildes oder nur den allgemeinsten Eindruck einer Gegend zu erfassen und wiederzugeben vermochte, so lange konnte man die Naturschilderung nur als ausschmückendes Beiwerk der Reisebeschreibung betrachten. Wohl war ein Fortschritt, wie wir gesehen haben, selbst in dieser bruchstückartigen Naturschilderung nicht zu verkennen, Selbstzweck jedoch war

[1]) Moebius, S. 7.

sie auch bei den letzten Vertretern dieser Richtung nicht geworden. Die Erzählungen der einzelnen aufeinander folgenden Reisebegebenheiten waren noch immer der Hauptinhalt der Reisebeschreibung, sie bildeten den Faden, an den mehr oder minder zahlreich und ausführlich die gemachten Beobachtungen über die Natur der bereisten Landschaften sich reihten. Langsam vollzog sich jedoch auch hier ein Umschwung in der Auffassung der Naturschilderung. Mit immer wachsendem Interesse betrachtete man die Natur, mit immer größerer Liebe fühlte man sich zu ihr hingezogen, seitdem man sich nicht mehr mit den äußeren Formen und einzelnen Gegenständen beschäftigte, sondern auch in das innerste Wesen der Natur einzudringen sich bemühte. Wohl ist in der Natur alles einzeln; jedes einzelne Objekt jedoch ist zugleich auch ein Teil eines großen Ganzen, das als Natur den Menschen umgiebt. In jeder einzelnen Form, und sei es die einfachste Linie, offenbart sich die eine Naturkraft, die der Erdoberfläche ihre mannigfaltige Gestaltung verlieh. Indem man dies erkannte, wandte man zugleich auch den Blick von den einzelnen Objekten auf die Gesamtheit derselben, wie sie sich dem Auge des Reisenden von irgend einem Punkte seiner Wanderung darbot. Der Blick lernte immer größere Gebiete umspannen und schildern, bis er endlich am Horizont die Grenze fand, die er zunächst noch nicht zu überschreiten vermochte. Es ist noch nicht die Natur eines ganzen Landes, sondern nur die einer Landschaft, die geschildert wird. Wir verstehen dann unter Landschaft denjenigen Erdraum, welcher sich von irgend einem Punkte aus dem Blicke als ein Ganzes darbietet und der von dem scheinbaren Horizonte umschlossen wird. Je beschränkter der Gesichtskreis ist, je mehr Hindernisse dem schweifenden Auge sich entgegenstellen, desto kleiner und einfacher wird das Bild, das der Naturschilderer zu zeichnen hat. Je freier der Standpunkt ist, desto höhere Anforderungen ergeben sich auch für die Naturschilderung.

Im Anfange freilich bestehen diese Gesamtbilder einzelner Landschaften in nicht viel mehr als einer Aufzählung und Aneinanderreihung der einzelnen Naturgegenstände, die in einem Raume bei einander liegen. So schildert der Ethnograph und Sprachforscher Klaproth,[1]) dessen Reisewerk eine Reihe von Bemerkungen über die Bodenform und die geognostischen Verhältnisse der bereisten Gegenden enthält, einmal auch die Aussicht von dem höchsten Gipfel der Beschtaukette, indem er sich in der Hauptsache auf die Aufzählung der einzelnen Höhen beschränkt, die im weiten Umkreis sichtbar sind.

[1]) J. von Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien 1807 und 1808. 2 Bände. Halle und Berlin 1812.

Er erwähnt unter anderem im Süden den majestätischen Elbrus mit seinem doppelten Gipfel und die zackigen Schneeberge des Kasibeg und des Chochi, von denen er nur die höchsten Teile sehen konnte. Im Westen flachen sich die kahlen, nur teilweise mit dürftigem Schnee bedeckten Höhenzüge ab und erscheinen viel niedriger als die östlichen. Sehr klein und mit wenig Schnee gekrönt, liegen rings umher die benachbarten, am nördlichen Ende sehr kahlen und unbedeutenden Höhen des Beschtaugebirges (1, 495).

Nicht sehr hoch steht auch die Naturauffassung in Krusensterns[1]) Beschreibung seiner Weltumsegelung. Wenn er vom Kap der guten Hoffnung nichts weiter zu berichten weiß, als daß das Land das Ansehen einer Insel habe (2, 410), so zeigt er, daß er sich noch nicht vollständig über die Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts erhoben hat. Dennoch hält er es „nicht für ganz unnötig", eine Beschreibung einzelner Landschaften, z. B. der Bai Tayo-Hoae und der südlichen Küste von Nukawiha zu geben: „Diese Küste besteht ganz aus einem hohen, abgerissenen Felsen, der gegen das Ufer einen jähen Abhang hat und von welchem man die schönsten Kaskaden herabstürzen sieht.... An diese Kette von Felsen reihen sich mehrere hohe, meist nackte Berge an, aus welchen der ganze innere Teil der Insel zu bestehen scheint. Nur nordwestwärts von der Südspitze ist die Küste niedriger und ebener, und unvermerkt hebt sich das Land nach der Mitte zu" (1, 160). So zeigt er, daß er es wohl vermag, das Bild einer größeren Landschaft zu erfassen; zu einer vollkommenen Schilderung freilich fehlt noch viel.

Der Entwicklung der Naturschilderung scheinen überhaupt im großen und ganzen die Weltumsegelungen nicht besonders günstig zu sein, da die meisten neben den wissenschaftlichen Zwecken gewöhnlich auch politische Missionen zu erfüllen haben und außerdem nur ein kleiner Teil der zur Verfügung stehenden Zeit auf dem Lande verbracht werden kann. Die Folgen dieser Thatsachen zeigen sich auch in den Reisewerken, die Kotzebue über seine beiden Weltumsegelungen veröffentlicht hat.[2]) Die Naturschilderungen treten gegen die zum Teil wertvollen Schilderungen der biogeographischen, politischen und ethnographischen Verhältnisse sehr zurück. Vor allem zeigt sich dies in der ersten Reisebeschreibung. So erklärt er, daß er sich auf die Beschreibung der neuentdeckten Küsten, Inseln und Buchten an der Nordküste von Alaska nicht einlasse, da man durch einen Blick

[1]) A. J. von Krusenstern, Reise um die Welt 1803—1806. 3 Bände. St. Petersburg 1810.

[2]) Otto von Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße 2c. 1815—1818. 3 Bände. Weimar 1821. — Derselbe, Neue Reise um die Welt 1823—1826. 2 Bände. Weimar 1830.

auf die sehr genaue Karte eine richtigere Ansicht davon erhalte (Entdeckungsreise ꝛc. 1, 140). Von der St. Lorenzinsel (südlich der Behringsstraße), die er sogar trigonometrisch aufnahm, sagt er nur, daß das Vorgebirge sich durch einen hohen, senkrecht aus dem Meere aufsteigenden Felsen auszeichnete und in südlicher Richtung eine niedrige Landzunge von wunderlichem Ansehen herausstreckte (1, 137). Einen wesentlichen Fortschritt in der Auffassung der Natur zeigt seine zweite Reise. Während er auf der ersten von Kamtschatka nur erwähnt, daß die Küste, die mit ihren himmelanstrebenden, zuckerhutförmigen Bergen in freundlicher Majestät sich vor ihnen ausbreitete (1, 131), so zeichnet er in der Schilderung derselben Halbinsel in seinem zweiten Reisewerke ein ziemlich gelungenes Gesamtbild, indem er zugleich auf die in der Natur wirkenden Kräfte hinweist. „Das Panorama von Kamtschatka ist eine Anhäufung dicht zusammengedrängter, kegelförmiger, zum Teil sehr hoher, zum Teil niedrigerer Granitberge, deren eckige und zackige Gestalt auf den ungeheuren Kampf der Elemente deutet, unter welchem die Erde sie aus ihrem Schoße hervorgestoßen hat, ein Kampf, der noch nicht beendet ist, wie die öfteren Erdbeben und das Rauchen und Brennen vieler Vulkane beweisen .... Dieses Gebirge mit seinen Gletschern und Vulkanen, deren Rauch- und Feuersäulen sich aus dem Eis erheben, bildet mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Kontrast“ (Neue Reise ꝛc. 2, 4).

An Bord des Rurik, auf dem Kotzebue seine erste Reise unternahm, befand sich als wissenschaftlicher Begleiter der Expedition, A. von Chamisso.[1]) Besonders im ersten Teile seiner Reisebeschreibung, der das Tagebuch enthält, zeigt es sich, was ein Naturschilderer vermag, bei dem zu einer reichen wissenschaftlichen Kenntnis sich auch die künstlerische Gestaltung des Stoffes und eine ungewöhnliche Beherrschung der Sprache gesellt. Nach den ersten Eindrücken, die man gewöhnlich flüchtig nennt, obgleich sie sich meist durch Tiefe und Ursprünglichkeit auszeichnen, giebt Chamisso eine Schilderung der üppigen brasilianischen Natur auf St. Katharina, wo eine „ganz neue Schöpfung den Europäer empfängt. In ihrer Überfülle ist alles auffallend und riesenhaft; man glaubt sich in das Reich der freien Natur versetzt. Die Berge, die sich in ruhigen Linien an beiden Ufern erheben, gehören, vom Urwald bekleidet, nur ihr an, und man gewahrt kaum an deren Fuß die Arbeiten des neu angesiedelten Menschen. Im Innern ragen als Kegel oder Kuppen höhere Gipfel empor, und ein Bergrücken des festen Landes begrenzt gegen Süden die Aussicht“ (1, 71 ff.). Nach der Skizzierung dieses allgemeinen

[1]) Adalbert von Chamisso, Reise um die Welt. 2 Bände. Leipzig 1836.

Eindruckes schildert Chamisso die Ansiedelungen der Menschen, die hier in stetem Kampfe mit der üppig wuchernden Natur stehen, und die Tierwelt, die sich in völligem Einklange mit der Pflanzenwelt befindet und durch Mannigfaltigkeit und Fülle der Arten den Mangel jener riesenhaften Tierformen auszugleichen sucht, welche die Tropen der anderen Erdteile auszeichnen. Mit kräftigem, farbenreichem Stift versucht er, wie Leopold von Buch von dem Dichter und Naturforscher rühmt, „ein geistvolles und lehrreiches Gemälde der Südseeinseln“ [1]) zu entwerfen. So beschreibt er die Hauptinsel des Sandwich-Archipels: „Owaihi steigt in eigenartig ruhigen Linien majestätisch aus den Wellen empor und gestaltet sich mit enormer Masse zu drei verschiedenen Bergkuppen, von denen auf zweien der Schnee mehrere Monate im Jahre liegt .... Hoch unter den Wolken fängt erst die Region der Wälder an, und das Auge erreicht kaum die nackten Kronen des Riesenbaues. Der Strand bietet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedelungen dar, die, sowie man nach Süden fortschreitet, reicher umgrünt und von häufigeren Kokospalmen untermischt sich zeigen“ (2, 292 ff.). Erwähnt sei nur die knappe, treffliche Schilderung von Salas y Gomez (2, 290).

Ein Jahrzehnt später finden wir im Stillen Ocean in dem Freiherrn von Kittlitz [2]) einen andern Weltumsegler, der, was die Naturschilderungen anlangt, neben Chamisso zu nennen ist. In seinem Reisewerke überwiegen vor allem die ornithologischen Bemerkungen. Die Vögel gehören ihm, von dem man scherzweise gesagt hat, daß er als Vogelfänger um die Welt segelte, [3]) zu den wesentlichsten Zierden, welche die Natur den einzelnen Ländern gleichsam als charakteristische Bezeichnung verliehen hat (1, XI). Dabei ist jedoch sein Werk auch reich an trefflichen Naturschilderungen, die stets das Wesentliche einer Landschaft, ihre Formen, Farben und die charakteristische Wirkung der Beleuchtung berücksichtigen, die aber gleichwohl über die Auffassung einer durch den Horizont umschlossenen Landschaft sich nicht erheben. So schildert er den Anblick von Vancouver, der ihn — ein Beispiel seines Verständnisses für die eigenartige Physiognomie eines Landes — an die ähnliche Natur der norwegischen Fjordküste erinnert: „Die hohen und steilen Gebirge, die ihn (den Norfolk-Sound) umschlossen, sahen wir aus dieser beträchtlichen Ferne noch fast ganz mit Schnee bedeckt; erst in geringerer Entfernung vom Lande wird

[1]) L. von Buch, Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln. Berlin 1825. S. 326.

[2]) Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 2 Bände. Gotha 1858.

[3]) Peschel, Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und C. Ritter. München 1877. S. 601.

dieser winterliche Charakter der Landschaft durch das freundliche Grün der dichten Nadelholzwälder, die dieselbe fast ununterbrochen bedecken, gemildert. Das Ganze bietet ... den Anblick eines steilen, halb ins Meer versenkten Gebirges dar; so sehr vermißt man hier alle größeren Ebenen, ja selbst alles Hügelland. Fast überall senken die Gipfel sich unmittelbar ins Meer herab, ein Zug, der vornehmlich dem Ganzen ein großartiges, wildes Ansehen giebt" (1, 191).

Eine ähnliche hohe Auffassung der Naturschilderung begegnen wir bei Hinrich Lichtenstein,[1]) der als holländischer Militärarzt von Capstadt aus als erster in das Kaffernland eindrang. Deutlich erkennen wir schon bei ihm den Einfluß A. von Humboldts. Nach dem Muster der „Ansichten der Natur" will er „keine Reisebeschreibung, sondern eine Beschreibung der Länder" (1, V) entwerfen, wie wir sie gegen das Ende unserer Periode verwirklicht finden. Freilich blieb es bei ihm bloß bei dem Plane, und so begnügte er sich schließlich mit der vorliegenden Reisebeschreibung. Wenn wir auch bei ihm noch keine lückenlose Darstellung der südafrikanischen Natur finden und manche seiner zahlreichen Beobachtungen oft nicht viel mehr sind, als kurze Bemerkungen, daß z. B. „die Gegend anfängt, sich zu neigen" (2, 296), oder „ebener und grasreicher" (1, 284) wird, so erhebt Lichtensteins inniges Naturgefühl und Naturverständnis ihn weit über die übliche Naturschilderung seiner Zeit. Trefflich sind seine Schilderungen der großen Karroo oder der Karreeberge, die Peschel sogar unter die „Meisterstücke der Naturgemälde in unserer Sprache" rechnen will.[2]) Vom Komberg aus genießt er die weiteste Aussicht, die ihm über das feste Land Afrikas je vorgekommen ist. Er übersieht einen bedeutenden Teil der Karroo mit den Gebirgen, die sie von Westen und Süden her begrenzen. „Ein dünner Ueberzug spärlich verteilten Pflanzengrüns verschmilzt mit dem falben Grunde zu der matten Farbe eines verschossenen Hellgrüns, in welche die große ungeheure Landschaft getaucht ist ... Adern gleich und tausendfach veräſtelnd, überziehen Furchen periodischer Flüsse die unabsehbare Ebene, deutlich erkennbar an dem dunkleren Grün der sie überdachenden Mimosen. Nirgends, so weit das Auge reicht, ist sonst ein Baum, ein buschiger Strauch zu gewahren, nirgends eine Spur von Leben, nirgends ein Punkt, auf dem der Blick gefällig weilen möchte. Des Menschen Gesichtsbogen ist zu klein, den Umfang des Ganzen zu erfassen, die Seele wird still vor dem Grauen der weiten Öde" (1, 178). Mit inniger Freude versenkt er sich in das Leben der Vegetation dieser weiten Fläche, deren Boden im Sommer von der Sonne bis

[1]) Hinrich Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika 1803—1806. 2 Bände. Berlin 1811.

[2]) Peschel, S. 575.

zur Härte des gebrannten Ziegelsteins ausgedörrt wird, so daß alle Vegetation zu ersterben scheint. Ganz anders wird das Bild, wenn in der kühleren Jahreszeit die ersten Regentropfen den Boden erweichen und in wenigen Tagen, freilich nur für kurze Zeit, die ganze Weite mit einem Teppich des üppigsten Grün und Tausenden von Blumen überzieht, deren gewürzhafter Duft die ganze Luft erfüllt (1, 195 ff.).

Zu gleicher Zeit, als Lichtenstein an der Südspitze Afrikas weilte, finden wir einen anderen Freund A. von Humboldts, Leopold von Buch,[1]) im äußersten Norden Europas. Zwei große Aufgaben hatte er sich auf seiner Reise durch Schweden und Lappland gestellt. Als Geognost suchte er festzustellen, daß auch im Norden die Lagerungsverhältnisse der Felsarten der Wernerschen Formationslehre entsprechen; mit Scharfblick beobachtete er am Drammenfluß (1, 252) und bei Tromsoe (1, 441) Spuren von Kalk- und Muschelablagerungen, die ihm „ein deutlicher Hinweis auf die Veränderung des Landes nach Beendigung aller bedeutenden geologischen Prozesse sind, auf ein Niedersinken des Meeresspiegels oder vielleicht richtiger auf eine Erhebung des Landes“ (1, 443). Als Geograph und Botaniker beschäftigten ihn vor allem die Probleme der Pflanzengeographie. In der Entwicklung der Naturschilderung nimmt er jedoch nicht den hohen Rang ein, den ihm seine wissenschaftlichen Verdienste in der Geschichte der Erdkunde für alle Zeiten sichern. Er verrät wenig Verständnis für die einfacheren Naturformen, wenn er die Landschaft zwischen Berlin und Hamburg als eine „traurige und geistlose“ (1, 4) oder wenn er die schneebedeckten Hochebenen in der Nähe von Drontheim als „charakterlos“ (1, 254) bezeichnet, „da sie durchaus ohne große oder auffallende Ansichten sind“. Sie gewähren ihm nur dann Interesse, wenn sie, wie die Torfmoore bei Linum, „in die Reihe der Gegenstände treten, welche uns über die Geschichte und die progressive Ausbildung des Erdkörpers belehren“ (1, 4). Eine innige Freude an der Natur dagegen empfindet er, wo diese, wie am Miösensee Abwechslung und Leben bietet. „Mit jedem Schritte wurden die Ansichten größer ... Wie schön, wie groß ist der Blick auf das Ende des Sees und im Thale von Faaberg hinauf. Wie wild rauschte die große Louvenelf aus dem Thale herunter. Die Bergspitzen häufen sich übereinander; es sind zwei mächtige Bergketten, welche zu beiden Seiten eines der größten und merkwürdigsten Thäler des Landes schließen“ (1, 174). Knapp und doch anschaulich schildert er den herrlichen Anblick der wild zerklüfteten Schärenküste (1, 286)

---

[1]) Leopold von Buch, Reise durch Norwegen und Lappland. 2 Bände. Berlin 1810.

oder die „idyllisch-romantische“ Landschaft am Ausgange der Alten-elf, „wo überall Anmut mit Größe vereint“ ist (2, 4). Daß sein Blick nicht an den äußeren Formen haften bleibt, sondern auch das Wesentliche in einer Landschaft, den inneren Zusammenhang der Naturerscheinungen zu erfassen vermag, zeigt seine Schilderung der Lage von Caßnes (69° n.), die uns ein typisches Beispiel für seine Naturauffassung sein kann. „Die überall mit Birken bewachsenen Berge, aus deren Laub die Felsen hervorschauen, sind von malerischen Formen; und grün und lebhaft ist der Abhang vom Gaard zu den Bergen hinauf. Ein starker Bach stürzt rauschend aus den Felsklüften und neben den Häusern hin in die See, und darüber steigt die hohe, hehre Gestalt des Faxe-Field wie eine von Chamounys Aiguilles empor. Sie ist senkrecht vom Fuß bis zum Gipfel. Die Bäume in den Klüften hören schon auf in einem Dritteil der Höhe. Ein mächtiger Berg und gewiß über 4000 Fuß hoch . . . ist mit anderen Ketten nicht zusammenhängend, sondern isoliert zwischen den Fjorden, und deswegen mögen Gletscher an seinen steilen Abstürzen fehlen; denn der Schnee kann sich auf dem Gipfel und an den Seiten nicht genug sammeln“ (1, 406).

Mit Herrn von Eschwege[1]) (1810 und 1814) beginnt die große Zahl vorwiegend deutscher Reisenden, die sich die Erschließung der herrlichen Natur Brasiliens zur Lebensaufgabe gestellt haben, und es scheint mehr als ein bloßer Zufall zu sein, daß gerade die üppige, farbenreiche Natur des tropischen Südamerika den Stoff zu den besten Naturschilderungen geliefert hat, deren unsere deutsche Reiselitteratur sich rühmen darf. Eschwege selbst freilich vermag noch nicht die Schönheit der brasilianischen Landschaft zu erfassen. Als Director des Mineraliencabinets in Rio de Janeiro legt er naturgemäß das Hauptgewicht auf die geologischen Verhältnisse. Diese nehmen sein Interesse dermaßen in Anspruch, daß er die Schilderung der Natur in den durchreisten Gegenden nicht selten völlig vergißt. Merkwürdig berührt es, wenn er bemerkt, daß der naturhistorische Teil der Reise immer am ärmsten ausfallen werde, da man am Ende einer Tagereise oft schlechterdings nichts in dieser Hinsicht ins Reisejournal einzutragen wisse. Ein Tag fließe wie der andere dahin, und die Einförmigkeit sei zuweilen so groß, daß, wer sich nur wenige Tagereisen von der Seeküste entferne, sich schon einen Begriff von ganz Brasilien machen könne (1, 4). Eine unerläßliche Bedingung für die Schönheit einer Landschaft ist ihm die Kultur und die Spur der Menschen; denn „der rohe Naturzustand einer noch so schönen Gegend bietet doch nie

[1]) W. C. von Eschwege, Journal von Brasilien. 2 Bände. Weimar 1818. In Bertuchs Neuer Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen. Band 14 und 15.

die Reize dar, die ein durch Menschenhand und Kunstfleiß veredeltes Feld besitzt" (1, 40). Deshalb verzichtet er gern auf die Schilderung des Urwaldes, „der gefährlichsten Gegend, welche der Reisende zu passieren hat". Von ihm erwähnt er nur, daß er über eine Legoa breit ist (1, 56). Desto mehr Verständnis bringt er den Formen der Gebirge entgegen, die ihm ein Lesebuch ihrer erdgeschichtlichen Vergangenheit bieten. An den flachen, abgerundeten Bergen zu beiden Seiten des Paraiba, welche „amphitheatermäßig" abnehmen, erkennt er, wie diese gewaltigen Wassermassen sich nach und nach in die jetzigen Ufer hinabgearbeitet haben (2, 83). Die Serra do Itacolumi (bei Costa Rica) erscheint ihm, „als wenn sie sich nicht lange erst aus dem Chaos emporgehoben hätte. Berge an Berge drängen sich hier hervor und scheiden sich regelmäßig durch steile Abhänge voneinander, in deren tiefen Thälern reißende Wildbäche nach allen Seiten zu die noch tieferen Thäler der größeren Flüsse suchen. Im Niveau der Berggipfel scheint allein eine gewisse Harmonie bei der Bildung geherrscht zu haben, da sich keiner über den andern empor zu heben scheint, und nur in weiter Ferne erblickt man einen höheren Gebirgszug, der dieses große, gebirgige Waldmeer östlich begrenzt" (1, 39).

Der zweite deutsche Reisende in Brasilien ist der Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied,[1]) der in den Jahren 1815—1817 die noch unbekannten Küstenstriche von Rio de Janeiro bis Bahia erforschte. Seine Naturschilderungen verraten in allem den Einfluß seines großen Vorbildes Humboldt, den er als den „hellen Stern am wissenschaftlichen Horizonte" mit Vorliebe citiert (1, 6). Besonders deutlich tritt dies hervor in den Schilderungen des Urwaldes (1, 44 ff. und 2, 105 ff.) und der ausgedehnten Campos geraes (2, 179 ff.), die an Frische und Lebendigkeit der Darstellung ihrem Muster kaum nachstehen. Alle Beschwerden und Mühen, die der Naturforscher erdulden muß, vergißt er beim „Anblick jener einzig herrlichen, erhabenen Waldnatur, die dem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen neue Genüsse und Freuden gewährt". Leben und üppiger Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein Plätzchen ohne Gewächse; an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und haften tausende von größtenteils unbekannten Baumarten, deren abgefallene Blüten man auf der Erde sieht, so daß man unmöglich erraten kann, von welchem Riesenstamme sie kamen. Ungezählte Schlingpflanzen, von den zartesten Formen bis zur Dicke eines Mannesschenkels, von hartem, zähem Holze, verflechten die Stämme, steigen bis zu den höchsten Höhen der

[1]) Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817. 2 Bände. Frankfurt 1820.

Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß sie je ein menschliches Auge sah. Betrübt muß er gestehen, daß seine Feder zu schwach ist, um alle die Herrlichkeiten zu beschreiben: „wie weit bleibt die Schilderung hinter der Natur zurück" (2, 107).

Noch ehe dieser Reisende nach Deutschland zurückgekehrt war, brachen zwei bayrische Naturforscher, der Zoolog Spix und der Botaniker Martius[1]) von Rio de Janeiro auf, um tiefer als ihre Vorgänger in das Innere Brasiliens einzudringen. Ihre Wanderungen erstreckten sich vom südlichen Wendekreis bis zum Äquator und auf dem Amazonenstrome über 35 Längengrade nach Westen. Von diesem Stromgebiete entwarf Martius unter Benutzung der vorhandenen Litteratur nach dem Muster, das A. von Humboldt aufgestellt hatte, in großen Zügen ein wissenschaftliches Naturgemälde, welches noch heutigen Tages die Bewunderung der Kenner Brasiliens erregt.[2]) Das Reisewerk selbst ist von Martius verfaßt. Es kann nicht unsere Absicht sein, die wissenschaftliche Bedeutung dieser Reisen zu würdigen, uns interessieren nur seine Naturschilderungen, die ebenfalls ganz deutlich die Schule Humboldts zeigen. Mit großem Fleiße wird die Natur beobachtet und geschildert. Keine der zu beiden Seiten des Weges liegenden Landschaften wird übersehen, und selbst da, wo die Reise wochenlang nur in den Thälern der großen Ströme hinführt, wird, wenn auch in kürzerer Form, die Beschaffenheit der Ufer und Flußinseln und ihrer Vegetation erwähnt. Freilich bestehen auch die Naturschilderungen des Martius nur in Darstellungen einzelner Landschaften, sie gleichen einer Summe von Mosaiksteinen, die nur der Hand bedürfen, die sie zusammensetzt, um ein vollständiges Bild zu geben, Martius selbst vermag es bei seinem hochentwickelten Naturgefühl und seiner klaren, wissenschaftlichen Auffassung der Physiognomie eines Landes noch nicht. Ein typisches Beispiel seiner Auffassung einer Landschaft, wie wir sie definiert haben, zeigt die Schilderung der Bucht von Rio de Janeiro: „Gleichsam im Nebel schwimmend erschien im Westen eine langgestreckte Gebirgskette. Bald öffnete sich unserem Blick der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich gleich Pforten des Hafens steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben (Pâo d'acucar), in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen der Schiffe. Durch jene kolossalen Felsenthore . . . gelangten wir in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hinter-

[1]) Spix und Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817—1820. 3 Bände. München 1823.

[2]) Peschel, S. 586.

grunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Üppigkeit und Majestät emporgrünten . . . Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze und aus ihrem lebendigen Grün blinkten zahlreiche Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen türmen sich kühn in großen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in voller Üppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen kleinsten Waldungen und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber" (1, 84 ff.). Schon in diesem Gesamtbilde zeigt sich eine Schwäche der Schilderung, die Martius seinem großen Vorbilde zu danken scheint, nur daß sie hier in viel ausgeprägterer Weise, ja nicht selten sogar störend auffällt. Es ist die Manier, die Schilderung durch gehäufte Beiwörter, durch eine Menge fremdartig klingender und zugleich unverständlicher Pflanzen- und Tiernamen aufzuputzen. In seiner Sucht nach beschreibenden Ausdrücken übersieht Martius zuweilen vollständig, daß er gerade durch dieses Übermaß der Attribute seinen Darstellungen einen schwerfälligen, schleppenden Charakter aufprägt. Die aktiven Elemente des Zeitwortes und die anschauliche Wirkung der sinnlichen Hauptwörter werden geradezu erstickt von dem Gewichte jenes träglastenden Schmuckes. Leider tritt dieser Mangel besonders fühlbar in den Schilderungen der Urwälder hervor, bei denen sein naturempfängliches Gemüt mit größter Vorliebe weilt. Als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Kontinents stehen diese „jungfräulichen Wälder" in ihrer ursprünglichen Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung da. Eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften, uralten Denkmälern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von tausenden grünender und blühender Parasiten hervor. Fast jeder dieser Fürsten des Waldes, die auf engem Raume in beständigem Kampfe der Selbsterhaltung zusammenstehen, unterscheidet sich in dem Gesamtausdruck von dem andern. Dieser überreichen Fülle von Fruchtbarkeit und Farbenpracht entspricht auch das Tierleben. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebendigen Geschöpfe Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine erhabene Stille über der im Sonnenlichte glänzenden Tropennatur verbreitet ruht, erzeugt jede Stunde des Tages eine neue Welt von Geschöpfen (1, 162).

Als letztes Beispiel dieser Art von Naturauffassung sei noch **Meyen**[1]) angeführt, der im Jahre 1830 von Hamburg aus seine Reise um die Welt antrat. Seine Aufmerksamkeit ist besonders auf meteo-

[1]) Meyen, Reise um die Erde 1830—1832. 2 Bände. Berlin 1834.

rologische Beobachtungen gerichtet, wird er doch als der erste bezeichnet, der das Psychrometer auf das Meer gebracht habe.[1]) Auf einem größeren Ausfluge über die westlichen Cordillerenketten nach dem Titicacasee sammelte er wichtige Beiträge für die Kenntnis der vulkanischen Natur und der Vegetation der Anden. An der Hand der Schilderung dieser Reise sei zugleich ein Beispiel für die Auffassung der Naturschilderung dieser ganzen Reihe von Reisenden gegeben, die durch ihre wissenschaftlich wertvollen Darstellungen fremder Landschaften sich auszeichnen, wenn sie sich auch zu einer Gesamtauffassung der Natur eines Landes noch nicht erheben können. Gleichzeitig möge folgende Skizze der Landschaft zwischen Arica und dem Titicacasee zeigen, wie aus den zahlreichen und sorgfältigen Einzelbildern sich leicht ein Gesamtbild zusammenstellen läßt, freilich ein solches, das seinen mosaikartigen Charakter nicht verleugnet. Unmittelbar an der schroffen und mit spitzen Felsen eingefaßten Küste zieht sich eine bis 300 Fuß hohe Bergkette hin, aus der sich dicht an der Stadt der Morro de Arica erhebt, ein schwärzlichgrauer, feinkörniger Sandsteinfelsen, dessen Kuppe und Seiten von blendend weißer Farbe weit über das offene Meer hinausleuchten. Diese auffallende Färbung verdankt der Hügel dem peruanischen Guano, der fast auf der ganzen Küste des südlichen Peru die kleinen Inseln und Kuppen überzieht und auf einzelnen Punkten in so mächtigen Lagen liegt, daß vielleicht Jahrtausende dazu notwendig gewesen sind, um diese Anhäufungen in solchem Maße hervorzubringen. Etwa eine halbe Stunde von Arica verschwindet die Bergkette, und es treten Landhügel auf, die auf eine unabsehbare Weite jedes Gestein bedecken. Nur da, wo sich einer der kleinen Küstenflüsse sein Bett eingegraben, bildeten sich kleine Oasen in diesem toten Sandmeere, das das Gestade des Meeres von dem Fuße der Cordilleren trennt. Im Thale des Rio de Tacna, das rechts und links von bedeutenden Felsenketten eingeschlossen wird, führt der Weg zur Cordillera hinauf, mit deren Kamm in 6000 Fuß Meereshöhe zugleich der westliche Rand der ungeheuren Hochebene erreicht wird, in welcher sich die höheren Bergmassen auftürmen. Der bedeutendste Strom dieser beständig ansteigenden Hochebene ist der Rio Maure; in schnellem Laufe stürzt er brausend durch seine pittoresken Ufer und ergießt sich später in einen Zufluß des Titicacasees. Die „Gräte“ des gesamten Plateaus bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Titicacasee und dem Ozean. Von da ab führt der Weg an dem östlichen Abhange hinab, wobei jeder Schritt Ge-

[1]) Peschel, S. 602, Anmerkung 2.

legenheit giebt, die Verschiedenheit der Gegenden östlich und westlich jener Wasserscheide zu bewundern. Hinter der Stadt Pisacomo breitet sich die schöne Pampa aus, die sich unabsehbar von Norden nach Süden erstreckt; auf beiden Seiten ist sie mit parallel laufenden Bergketten eingefaßt, denen ein roter, zerklüfteter Sandstein das Ansehen zerfallener Städte und alter Burgen giebt. Allmählich senkt sich die Pampa herab, die Gegend wird immer reicher an Wasser. Da eröffnet sich plötzlich von der letzten Anhöhe die schöne, längst erwünschte Aussicht auf das Becken von Chuquito, indem die letzten Anhöhen schnell in die Ebene abfallen. „Unvergeßlich wird uns der Anblick vor Augen schweben, den wir von diesem Hügel aus genossen. Das ganze Thal von Chuquito mit seinem unabsehbaren See lag vor uns; eingefaßt in grünende Fluren und bedeckt mit bläulichem Nebel, begrenzte dieser Alpensee auf eine angenehme Art den Horizont. Unzählige Inseln ragten aus der Tiefe des Sees hervor, die nichts als Bergspitzen dieses Thales sind, und die Riesen in den Cordilleren, der Zorata und der Illimani, glänzten mit ihren schneebedeckten Häuptern aus weiter Ferne hervor“ (1, 434—478).

Mit Meyen können wir die Reihe der Naturschilderer schließen, welche sich zu einer ästhetisch-wissenschaftlichen Gesamtschilderung einzelner Landschaften erhoben haben. Leicht könnte sich die Zahl der angeführten Vertreter dieser Richtung noch vermehren lassen durch zum Teil wenig bekannte Namen von Reisenden jener Zeit, wie Nicolai, Götzinger, Hausmann, Martens, Hammer, Schubert, Koch, Werne ꝛc.[1]) Sie bieten jedoch keine neuen Momente für die Entwicklung der Naturauffassung und sind darum in dieser Reihe übergangen worden, in einem späteren Abschnitte werden wir indessen Gelegenheit haben, auf diesen oder jenen zurückzukommen.

So steht die Naturschilderung ungefähr am Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts auf einer bemerkenswerten Höhe ihrer Entwicklung. Kein wesentlicher Zug im Landschaftsbilde, das das menschliche Auge umgrenzen kann, bleibt unberücksichtigt. Die Landschaft erscheint nicht mehr als ein starres, lebloses Nebeneinander von einzelnen Objekten, die sich zufällig in dieser oder jener Ordnung

---

[1]) Nicolai, Wegweiser durch die Sächsische Schweiz. Pirna 1801. — Götzinger Schandau und seine Umgebungen. Bautzen 1804. — Hausmann, Reise durch Skandinavien 1806 und 1807. 3 Teile. Göttingen 1811. — Martens, Reise nach Venedig. 2 Bände. Ulm 1824. — Hammer, Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos. Pesth 1818. — Schubert, Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. 2 Bände. Erlangen 1827 und 1831. — Schubert, Reise in das Morgenland 1836—1837. 3 Bände. Erlangen 1838. — Koch, Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus 1836—1838. Stuttgart 1842. — Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil 1840 und 1841. Berlin 1848.

im engen Raume bei einander finden; sie bietet sich vielmehr dem Blicke des wissenschaftlichen Reisenden dar als ein Schauplatz der unablässig schaffenden Naturkräfte. Die Mannigfaltigkeit der Formen regt zum Nachdenken über ihre erdgeschichtliche Vergangenheit an; man lernt die großen Züge ausgeprägter Naturcharaktere erfassen und darstellen, wie es Humboldt schon an der Wende des Jahrhunderts gefordert hatte. Die Naturschilderung ist nicht lediglich schmückendes Beiwerk der Erzählung von Reiseabenteuern mehr; sie hat eine wissenschaftliche Bedeutung erhalten und ist zu einer Hauptaufgabe des Erforschers fremder Gebiete geworden, der nicht weniger Fleiß und Aufmerksamkeit geschenkt wird als den Aufgaben, welche der wissenschaftliche Beruf des Reisenden und der besondere Charakter der Expedition ihm auferlegt.

C. Gesamtauffassung der Natur eines ganzen Landes.

Mit der Auffassung einzelner Landschaften ist jedoch das höchste Ziel einer Naturschilderung noch nicht erreicht. Der Faden der Reisebegebenheiten, der die einzelnen Landschaftsbilder aneinander reiht, ist doch ein zu äußerliches Band, als daß dadurch allein aus den zahlreichen Einzelschilderungen ein Gesamtbild der Natur eines ganzen Landes entstehen könnte. Es ist geradezu unmöglich, jedes der einzelnen Landschaftsbilder zu zeichnen, wie es während der Reise von den verschiedenen Punkten des Weges dem Auge erscheint; denn mit jedem Schritte, den der Reisende in das unbekannte Gebiet vorwärts wagt, ändert sich die Scene, nicht nur weil die Mannigfaltigkeit der möglichen Gestaltungen und die Zahl der verschiedenen Oberflächenformen eine so außerordentliche ist, sondern vor allem deshalb, weil dieselben landschaftlichen Elemente, von anderen Standorten aus gesehen, nicht selten einen ganz veränderten Anblick gewähren. Es ist daher nötig, daß der Reisende sich frei macht von den Grenzen, die ihm durch das beschränkte Werkzeug seines Gesichtsorganes gezogen sind, daß der menschliche Geist, der an keine Dimensionen des Raumes gebunden ist, die Summe der gesehenen Bilder überschaut, ihre charakteristischen Merkmale isoliert und wieder vereinigt und so ein einheitliches Gesamtbild gewinnt, das nicht mehr mosaikartig einzelne Teile eines Landes zusammenstellt, sondern entweder am Schluß eines größeren Abschnittes oder überhaupt am Ende der Reise die wesentlichen Züge der bereisten Gebiete enthält.

Den ersten Versuch einer solchen Gesamtschilderung finden wir bei Wrangel,[1] der 1821—1823 die nördlichen Teile Sibiriens

[1] Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer 1820—1824. 2 Teile. Berlin 1839.

bereiste und die Eismeerküsten von der Kolyma bis zur Insel Kolutschin trigonometrisch bestimmte. Von der hohen Bedeutung der Naturschilderung für die geographische Kenntnis fremder Erdteile ist er noch nicht sehr durchdrungen. Nicht um ein geographisch wertvolles Gesamtbild zu zeichnen, sondern „um seine Erzählung weniger durch dergleichen lokale Beschreibungen zu unterbrechen“ (1, 180), giebt er vor der Beschreibung der Reisebegebenheiten eine kurze Charakteristik der Landschaft an der Kolyma, deren rechtes Ufer durchgehends steil ist und aus lauter schroffen Felsen besteht, während man auf dem flachen linken ausgedehnte Wiesen erblickt, die immer niedriger und flacher werden und schließlich an der Küste in die einförmige, öde Tundra übergehen (1,180). Die vegetationsarme Natur des nördlichen Sibiriens, die nur während der kurzen Periode des sogenannten Sommers einen dürftigen Graswuchs erzeugt, ist nicht geeignet, den Reisenden auf die Farben und die Beleuchtung in der Landschaft aufmerksam zu machen. Diese fehlen daher in den Wrangelschen Schilderungen fast ganz, es sind meist nur die Formen der Erdoberfläche an den großen Flußläufen und die elementaren Erscheinungen an der Eisküste (2, 77), die beschrieben werden.

Im Jahre 1827 finden wir den österreichischen Geographen Prokesch[1]) in Ägypten. Er schildert das Land zwischen den Katarakten des Nil, von dem er nach eignen astronomischen Bestimmungen eine ziemlich genaue Karte entwarf, nach vier Distrikten (Kelabsche, Dör, Ibrim und Wadi-Halfa), welche jedoch nur politische, nicht nach der Eigenart der Bodenbeschaffenheit abgegrenzte Gebiete sind. Mit kurzen, knappen Strichen zeichnet er ein Bild des Landes. Drei Gebirgsketten bilden die großen und kleinen Katarakte des Nil und das Wadi-Arab. Sie laufen parallel unter einander von West nach Ost, kreuzen den Strom und verlieren sich in der Wüste. Die Gestalt dieser Berge ist die einer Aneinanderreihung von Kegeln, deren Verbindung nicht selten der gelbe Sand verhüllt, der durch ihre Schluchten rollt. Ihr Gestein ist Granit mit Überlagen von Granitsandstein, Thonschiefer und verschiedenen Konglomeraten aus schwarzen Kieseln, am häufigsten aber Basalt, die Farbe derselben glänzend schwarz. Kein Baum, nicht einmal der Keim eines Halmes findet Leben dort. Zwischen den wundersam gestalteten, unendlich mannigfaltigen, spitzen und schneidenden Klippen wälzt der Nil, abwechselnd eine halbe bis eine ganze Stunde breit, seine trüben, empörten Wasser hindurch. Vom linken Ufer stürzen Felsen steil in den Fluß ab; am rechten ahmt das Land das Bild der Klippen nach, so daß es schwer wird, zu erraten, wo das Gebiet des Stromes endigt und das der endlosen Wüste beginnt (S. 14 ff.).

[1]) Prokesch, Das Land zwischen den Katarakten des Nil 1827. Wien 1831.

Eine rein wissenschaftliche Darstellung, „kein romanartiges Lesebuch“[1]) will Rüppell in seinen Reisewerken geben, in denen er seinen Aufenthalt in Nubien und Abessinien beschreibt und die ihm im Jahre 1839 den höchsten Preis verschafften, welchen die Königliche Geographische Gesellschaft in London „für die wichtigsten Leistungen im Gebiete der Erdkunde“ ausgesetzt hatte, eine umso größere Ehre für unsern Reisenden, als er der erste Ausländer war, dem diese Auszeichnung zu teil ward.[2]) Als Geognost, Botaniker und Zoolog schilderte er die durchwanderten Gebiete, überall aber suchte er, um den wissenschaftlichen Charakter seines Buches zu wahren, seine Mitteilungen von „jedem überflüssigen rhetorischen Schmuck und jeder pikanten Ausstaffierung frei zu halten.“ In seinem „natürlichen Widerwillen gegen jeden nichtssagenden Qualm von Worten“[3]) beschränkt er sich in der Schilderung der Landschaft auf eine fachmännisch-trockene Aufzählung und Beschreibung der Naturgegenstände und ihrer charakteristischen Umrisse. Er übersieht dabei jedoch völlig die große Rolle, welche die Farben und Licht und Schatten in der Landschaft spielen; sie werden in der Schilderung einfach übergangen. Vom Nordrande der gebirgigen Provinz Simen genoß er „bei ganz reinem Himmel eine der großartigsten Landschaftsansichten, welche sehr steil abfallende Höhen mit pittoresker Umgebung und einem weithin freien Horizonte nur darbieten können. Die von dem frischgefallenen Schnee bedeckten Hochgebirge bildeten im Süden und Westen einen imposanten Halbkreis, während die tiefer liegenden Gegenden mit ihren zahllosen vulkanischen Strömen den Anblick einer mannigfaltig belebten Landschaft gewähren. Am entferntest nördlichen Horizont zeigte sich die Hochebene von Schire und hinter derselben eine Verzweigung der Berge bei Axum. Der durchaus aus vulkanischer Felsmasse bestehende schroffe Gebirgskamm umzieht in gewissermaßen ellipsoidischer Form den großen, ungeheuren Dembea-See wie ein weiter Kesselrand, und der benachbarte Buahat, welcher die Gruppe überragt, krönt gleichsam den Gebirgskreis mit seiner erhabenen Kuppe“ (Abessinien 1, 406). Am Schluß seiner Reise durcheilt er im Geiste noch einmal die bereisten Gebiete und giebt in einem besonderen Abschnitt „einen Überblick seiner Beobachtungen, die in der fortlaufenden Erzählung seiner Reisebegebenheiten nur eingeflochten und daher nur unzusammenhängend und unvollständig vorgetragen werden konnten“ (2, 313). Es folgt eine sehr eingehende

[1]) Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan rc. Frankfurt a. M. 1829. Vorrede S. VI.

[2]) Rüppell, Reise in Abessinien. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1838. 2, Vorrede S. V. 1, Vorrede S. XIII.

[3]) Rüppell, Nubien rc. Vorrede S. V.

Schilderung der Landschaften Abessiniens, indem er im Osten mit einer genauen Beschreibung der zahllosen, an dem schmalen Küstensaume des Roten Meeres verstreuten Koralleninseln beginnt, und den Leser noch einmal durch die Küstengebirge nach den höheren Regionen des Alpenlandes von Simen führt, das in „gestaffelten Terrassen“ unsern Gondar ziemlich steil nach dem kesselförmigen, von Höhen umgebenen Becken des Zanasees abfällt (2, 319).

Trat bei Rüppel das wissenschaftliche Interesse an der Natur dermaßen in den Vordergrund, daß die künstlerische Darstellung des Stoffes fast gänzlich zurücktritt, so finden wir die ästhetisch-wissenschaftliche Naturschilderung in einer seltenen Vollkommenheit in dem leider nur allzuwenig gekannten Reisewerke von Eduard Poeppig,[1]) der mit den bescheidensten Mitteln und ohne jeden Reisegefährten den südamerikanischen Kontinent in seiner größten Ausdehnung von Westen nach Osten durchreiste. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Ausflüge in die chilenischen und peruanischen Cordilleren lieferten wertvolle Beiträge für die Kenntnis dieser vulkanischen Gebiete. Seine Mitteilungen über das langsame Aufsteigen der Westküste Südamerikas, das er vor Darwin erkannte, außerdem zahlreiche Bemerkungen zur physikalischen Geographie und zur Ethnographie, sowie seine zahlreichen Sammlungen zeigen, daß er ein scharfer Beobachter von vielseitigem, beständig regem Interesse war.[2]) In dem Reisewerke selbst tritt die Handlung, die Beschreibung der Reise und der Reiseerlebnisse vollständig zurück hinter den meisterhaft ausgeführten Naturschilderungen. Die Reise bildet nur das verknüpfende Medium, das die einzelnen Landschaftsbilder an einander reiht, die an Thatsachenfülle und Vielseitigkeit, an stilistischer Feinheit und Plastik noch immer ihresgleichen suchen. Kein Gegenstand in der Natur entgeht seinem scharfen, beobachtenden Blicke. Die gewaltigen Formen der Vulkanriesen in den südamerikanischen Anden und die überreiche Lebensfülle des tropischen Urwaldes umfaßt er mit gleichem Interesse, wie die Abstufung der Farben, welche die sinkende Sonne über die ruhende Erde ausgießt, oder wie die Töne und die Düfte, welche die Landschaft mit einem durchsichtigen Schleier einhüllen und die in dem empfänglichen Herzen des Naturforschers verwandte Stimmungen erwecken. Folgt er in diesem Punkte vollständig den Bahnen, die sein großer Meister Humboldt in den „Ansichten der Natur“ und im „Kosmos“ vorgezeichnet hatte, so übertrifft er diesen doch weit in der Form der Darstellung. Er hütet sich vor allem vor den

---

[1]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom in den Jahren 1827—1832. 2 Bände. Leipzig 1835.

[2]) Ratzel, Aus Eduard Poeppigs Nachlaß mit biographischer Einleitung. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1887. 27. Band, S. 10.

Fehlern seines Vorbildes, die eine Reihe von Versuchungen für alle bildeten, welche den Anregungen Humboldts auf dem Gebiete der Naturerscheinungen folgten.[1]) Wir haben bereits gesehen, wie in der bombastischen und schwerfälligen Ausdrucksweise eines Martius diese Fehler in ihren Extremen zu Tage traten. Ganz anders hört sich in den Naturschilderungen Poeppigs der glatte, fließende Stil an, der durch seine schlichte Einfachheit und plastische Kraft sich auszeichnet. Poeppig versteht es, wie keiner vor ihm, in der Seele seiner Leser die feinsten Saiten anzuschlagen, welche in dem Herzen des einsamen Forschers beim Anblick der erhabenen Naturschauspiele ertönten, und ohne Stift und Pinsel ein Landschaftsbild zu zeichnen, wie es von keinem der späteren Naturschilderer übertroffen werden konnte. Während seines Aufenthaltes in der Hacienda von Pampayaco entstanden jene reichen Sammlungen, hier, inmitten der mächtigen Wälder am oberen Huallaga jene herrlichen Schilderungen der Tropennatur, welche das vierte Kapitel des zweiten Bandes zum glänzendsten des ganzen Buches machen.[2]) An der Schilderung eines seiner täglichen Ausflüge versucht er, dem Leser ein Bild jener Natur und zugleich der mühevollen und gefährlichen Arbeit des Naturforschers zu entrollen (2, 187 ff.). Mit dem Waldmesser und der Axt erkämpft er sich den Weg durch die dichten Hecken, welche die ersten Vorläufer des immer von neuem gegen die Felder des Landmannes vordringenden Urwaldes bilden. Eine zweite Schicht von sumpfliebenden Pflanzen folgt, die des Schattens bedürfen und darum nie den Pflanzen der Vormauer den Boden streitig machen. Ein nie gefühlter Enthusiasmus ergreift den Botaniker, wenn er an den Ufern eines Baches den herrlichen Formen der baumartigen Farren begegnet, die nicht selten ihre Stämme drei oder vier Klafter hoch erheben. Wenige hundert Fuß höher bietet sich eine völlig veränderte Zone dar. So groß ist die Kraft des vegetativen Lebens und die Mannigfaltigkeit ihrer Äußerungen unter verschiedenen Umständen, daß die geringste Veränderung

[1]) Keiner hat übrigens diese Fehler besser erkannt, als Humboldt selbst. Schon in der Vorrede zu den „Ansichten der Natur" (1, S. V) weist er auf die Gefahr hin, wie Phantasie und Gefühl, verführt durch den großen Reichtum der Natur, den Stil leicht in eine dichterische Prosa ausarten lassen, und noch deutlicher bezeichnet er in einem Briefe an Varnhagen (Nr. 54) als die „Hauptgebrechen seines Stils" „eine unglückliche Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine zu lange Partizipialkonstruktion und ein zu großes Konzentrieren vielfacher Ansichten, Gefühle in einem Periodenbau". Ein weiterer Fehler Humboldts besteht darin, daß er, um den Ansprüchen der Naturwissenschaften gerecht zu werden, zu viele Namen, zoologische und botanische Beschreibungen und ähnliches in die Schilderung hineinzwängt. Jeder Name ist ein einzelnes für sich, es fehlt ihm die organische Verbindung mit anderen, ein Mangel, der auch nicht durch eine Fülle ausschmückender Attribute aufgehoben wird.

[2]) Ratzel, Aus Eduard Poeppigs Nachlaß 2c. S. 8.

des Bodens, seiner Neigung gegen den Horizont, seiner Erhöhung oder einer größeren oder geringeren Feuchtigkeit eine völlig verschiedene Vegetation bedingt. Es fehlt jeder Maßstab zur Beurteilung der Lebenskraft, die in dem Boden der Tropen wohnt. Ihr Charakter ist es, in keiner Periode der Ruhe zu bedürfen und in abwechslungsloser Thätigkeit zu schaffen, wie schnell auch das ins Leben Getretene durch andere Einflüsse zerstört werden möge. Aber auch der Zoolog findet da eine reiche Ausbeute. Auf dem weichen Bette der milden Luft sich wiegend, schweben überaus prachtvoll gefärbte Schmetterlinge leise und langsam in den schattenreichen Wäldern umher. Mit Erstaunen erblickt man im Gewebe der Schlingpflanzen einen kleinen Vogel, den Tunqui, dessen herrliches, zinnoberrotes Gefieder in schlechtem Einklange steht mit seiner weithin schallenden, grunzenden Stimme, oder den kohlschwarzen Stiervogel, dessen Gebrüll schauerlich durch die Wildnis tönt. Im tiefsten Dunkel der Wälder lebt vereinzelt ein wunderschöner Sänger; unwillkürlich bleibt der Wanderer stehen, um den sanften, fast überirdischen Klängen zu lauschen. Weit zahlreicher sind die Vertreter der niederen Ordnungen der Tierwelt, die, wie z. B. die Chilibracos nicht selten dem Forscher feindlich entgegentreten und durch ihre Verwüstungen, die sie in den Sammlungen anrichten, durch ihre Beharrlichkeit und List, mit der sie alle gelegten Fallen vermeiden, durch ihre Kühnheit und Schnelligkeit auch die größte Geduld zu erschüttern vermögen. Wehmütig betrachtet Poeppig am Schluß dieser unübertrefflichen Schilderung die Wildnis der bewaldeten Berge, in welcher der civilisierte Mensch entweder nie festen Fuß faßte, oder nach kurzem, vergeblichem Ringen dem Urwald den Platz räumte (2, 208).

Auf der Höhe der Auffassung der Naturschilderung steht Poeppig in der Darstellung der Natur eines ganzen Landes. Die trefflichen Einzelschilderungen, in denen er gelegentlich der Beschreibung seiner Reisen in Chile bereits die hervorstechendsten Züge des Landes gegeben hat, faßt er am Schluß des 5. Kapitels des 1. Bandes zu einer Charakteristik des ganzen Landes zusammen. Dieses Gesamtbild bedeutet im Verhältnis zu den Arbeiten seiner Vorgänger in der Entwicklung der Naturschilderung einen wesentlichen Fortschritt. Während man sich bisher in der Hauptsache damit begnügte, wie Prokesch und Rüppell, die verschiedenen Bodenformen eines Landes oder einer (politisch abgegrenzten) Provinz noch einmal durchzugehen, teilt Poeppig zunächst das ganze Land nach Verschiedenheit des Bodens und der klimatischen Verhältnisse in zwei Hälften, in eine nördliche und eine südliche, deren Grenze durch den Fluß Maule (34° 10′ südl. Br.) gezogen ist. Die Nordhälfte, die in mehr als einer Rücksicht schon an das benachbarte Peru erinnert, erscheint als „ein Land, das am steilen

Abfall der Anden gelegen, unordentlich von Bergketten durchschnitten, nur wenige Flüsse enthält, die über Urgebirge hinrollen, welches Pflanzenboden nur in geringerer Menge darbietet, dennoch aber, vermöge eines überaus günstigen Klimas während einer schnell vergänglichen Periode äußerst fruchtbar ist ...... Strenger naturgeschichtlich sehen wir in ihm ein Land mit höchst eigentümlicher Vegetation, die der tropischen verwandter ist, als irgend einer anderen, höchst selten aber Wälder zu formen vermag; wir beobachten in ihm die vulkanische Thätigkeit scheinbar vermindert, oder von der Oberfläche nach viel größeren Tiefen verwiesen und kennen in ihm deshalb kaum einen oder zwei thätige Vulkane; der Mangel an Wasser und das Absterben der Pflanzen bedingt in ihm die geringere Zahl von Tieren, und der Mensch nimmt unter diesen Einflüssen sehr vieles von dem Charakter an, der die Eingebornen der eigentlich tropischen Gegenden auszeichnet. — Ein außerordentlich verschiedenes Theater eröffnet sich, sobald man den Maulefluß überschreitet. Immer weiter ziehen sich die Anden zurück, und das Land zwischen ihrem Fuße und der Küste dehnt sich meistens aus in weite Ebenen von größter Fruchtbarkeit, die von unverbundenen Hügelreihen begrenzt und von Flüssen durchströmt werden ...., die die Spender einer allgemeinen Fruchtbarkeit sind. Durch diese entstand die grüne Decke der Vegetation, die zu keiner Zeit fehlt und überall, wo der Mensch sie nicht beschränkt, sich zu Wäldern emporhebt und ihrerseits dann wieder dazu beiträgt, durch wechselndes Zerfallen oder durch Herbeiziehen und Erschaffung einer feuchten Atmosphäre die Fruchtbarkeit zu erhalten, welcher sie das eigene Sein verdankte. Zahlreiche Vulkane erheben sich, an der Küste unsichtbar, im Innern der Anden, und wo der Boden nicht aus Sandstein oder Thonschiefer besteht, erstrecken sich vulkanische Gebirgsarten, die teils als eisenharte Basalte, meistens aber unter der Form zerstörter und in fruchtbares Erdreich umgewandelter Laven auftreten. Daher ist der größte Teil der Oberfläche von nutzbarer Beschaffenheit und bedarf nur des Anbaus, keineswegs aber der künstlichen Bewässerung, um die Mühe des Landmanns zu lohnen ...... Während die Anden der Nordprovinzen aus vielen Ursachen zur Errichtung bleibender Wohnsitze einer zahlreicheren Bevölkerung ungeschickt sind, enthält der Schoß derselben Gebirge weiter nach Süden breite Längsthäler, in welchem der Nordeuropäer zum ersten Male wieder den Schmuck seiner Heimat entdeckt, grüne Wiesen, von nie versiegenden Bächen durchrieselt, reich an den herrlichsten Pflanzen und Grasarten, auf denen aber höchstens der nomadische Indier seine Herden weidet rc." (1, 324 ff.).

Mit gleich scharfbeobachtendem Blick entwirft Poeppig ein Gemälde der Provinz Maynas, die im Norden aus flachen, zum Teil

sumpfigen Ebenen, im Süden aus den Parallelketten und Ausläufern der östlichen Anden besteht (2, 338 ff.).

Es ist zu verwundern, daß die Schriften unseres Reisenden, der mit Recht „neben A. von Humboldt als das Muster des klassischen Stils der Naturschilderung" bezeichnet wird, nicht mehr, wie er es verdient, gelesen und gewürdigt werden. Peschel will seltsamerweise die Ursache dafür in dem großen Quartformat der Poeppigschen Reisebeschreibung sehen.[1]) Es ist doch wahrscheinlicher, daß der hauptsächlichste Grund einesteils in der Zurückhaltung und Bescheidenheit des Verfassers beruht, der sich viel zu früh aus der Öffentlichkeit der Litteratur zurückgezogen hat,[2]) anderenteils aber, und wohl nicht am wenigsten, in dem Indifferentismus und der Interesselosigkeit des großen Publikums, das trotz der herrlichen Blüten der deutschen Reiselitteratur, um die uns jedes andere Land beneiden kann, selbst in unserem Jahrhundert noch sehr wenig Verständnis für den edelsten und reinsten Genuß zeigt, den allein die Natur zu bieten vermag.

Dennoch läßt sich der Einfluß der Naturauffassung Poeppigs wenigstens auf die Naturschilderer seiner Zeit nicht verkennen.

Wenden wir uns noch ein letztes Mal dem nördlichen Südamerika zu, wo von 1835—1844 die Gebrüder Schomburgk die Stromgebiete der Küstenflüsse vom Corentyn bis zum Orinoko durchreisten und die erste Kenntnis über die Flußsysteme nördlich vom Amazonas verbreiteten. Wenn auch Robert Schomburgk[3]) den jüngeren Bruder an wissenschaftlichen Kenntnissen übertrifft und namentlich durch seine ausgedehnten Erforschungsreisen, die ihn fast bis zu den Quellen des Orinoko führten, eine größere Bedeutung in der Geschichte der Aufschließung Südamerikas erworben hat, so interessieren uns vor allem die Naturschilderungen Richard Schomburgks,[4]) die zu den besten ihrer Art gehören. Eine natürliche Begabung, ein offener Sinn für Naturschönheiten, eine schwungvolle, bilderreiche Sprache zeichnen sein Werk vor dem des Bruders aus, der sich stets, auch bei geographisch besonders interessanten Punkten (am Cassiquiare), einer sachlichen, wissenschaftlich-trockenen Darstellung befleißigt (S. 472). Die Stärke Richard Schomburgks liegt jedoch immer noch mehr in der Darstellung einzelner Landschaftsbilder. Stets benutzt er beim Eintritt in eine neue Landschaft die Aussicht von einem erhöhten Punkte, um die Bodengestalt, die Ausdehnung und den Charakter derselben

---

[1]) Peschel, S. 600.

[2]) Ratzel, Aus Poeppigs Nachlaß 2c. S. 15.

[3]) Robert Hermann Schomburgks Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—1839. Leipzig 1841.

[4]) Richard Schomburgk, Reisen in Britisch-Guiana 1840—1844. 3 Bände. Leipzig 1847.

zu zeichnen. Trunken schweift sein Auge über die reizende Gebirgslandschaft am Cotinga (2, 186), die mit üppigen Grasmatten und niedrigen Waldungen bedeckt ist, während im Vordergrunde das Auge an den mächtigen Katarakten des Flusses haftet, welche die gewaltigen Wassermassen zu überwinden haben, die zu beiden Seiten von wildromantischen Felsen und üppigen Baumgruppen begleitet werden, bis ein vorgelagerter, mit einem blauen, duftigen Schleier überzogener Bergrücken das liebliche Bild schließt. Schomburgk vermag jedoch auch größere Gebiete zu umfassen, wenngleich er sich bis zur Charakteristik eines ganzen Landes nicht erheben kann. So schildert er die Savannen am sagenhaften See Amucu (1, 392), oder die Schwemmküste westlich vom Essequibo, die „wie ein reizender Saum eines reichen Teppichs das dahinter liegende Land mit dem Meere verbindet“ (1, 106).

Peru wurde 1839—1842 noch einmal von dem Schweizer Tschudi[1]) betreten, dessen Interesse vor allem auf die Schilderung der peruanischen Tierwelt gerichtet war. Fanden wir bei Poeppig eine unerreichte Schilderung des tropischen Urwaldes, so gewährt Tschudi ein treffliches Gemälde der starren Natur der Puna, die ein originelles Gegenstück zu den jenseits der Anden im Osten gelegenen Llanos bildet (2, 79 ff.). Der Anblick derselben ist ungemein einförmig und traurig, die ganze Oberfläche mit mageren, braungelben Gräsern bedeckt, die ihr ein herbstliches Aussehen verleihen, das nirgends durch ein erfrischendes Grün belebt wird. Alles leidet unter den kalten Westwinden, welche fast das ganze Jahr von der beeisten Cordillera über die endlose Fläche streichen. Es kommt Tschudi vor, als hauche hier, an den Grenzen der Schneefelder, der Geist der Natur seine Kraft aus. Leben und Tod bieten sich die Hand und kämpfen den ewigen Kampf des Seins und des Nichtseins. In gewaltigen Massen prüft sich stumm Naturkraft gegen Naturkraft, und vor ihr verschwindet der zarte Odem des animalischen Lebens (2, 148). An eine Vegetationsansicht der Urwälder in ihrer progressiven Entwicklung wagt sich Tschudi nicht, da er meint, daß seine Kraft nicht ausreiche, eine Arbeit zu unternehmen, die geistreiche Reisende, wie Humboldt, Martius und Poeppig, mit meisterhafter Feder ebenso treu, als lebhaft und großartig ausgeführt haben.[2]) Dafür giebt er eine zusammenfassende Beschreibung der beiden Gebirgsketten, die

[1]) J. von Tschudi, Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. 2 Bände. St. Gallen 1846.

[2]) Mit besonderer Bewunderung spricht Tschudi von Poeppig, „dessen Reise durch Peru mit einer ausgezeichneten Genauigkeit und in so einfacher, schöner Sprache geschrieben ist, daß sie dem Leser den reichsten Genuß bietet.“ 2, 272 Anmerkung.

Peru von S nach N durchziehen, von denen er nur die westliche als Cordillera, die östliche dagegen als Anden bezeichnet wissen will (2, 56 ff.). Noch wirksamer ist im Schlußkapitel des ersten Bandes sein Gesamtbild von dem regenlosen Küstensaume Perus, wo 59 größere und kleinere Flüsse, von den Gletschern der Anden und den kleinen Alpenseen gezeugt, sich durch enge Gebirgsthäler zwängen und nach kurzem Laufe ihre brausenden Gewässer in das größte Weltmeer stürzen. An ihren Ufern bilden sich Oasen mit der üppigsten Vegetation; wo aber weder die Natur, noch die Kunst die dürstende Erde erquicken, bietet sie ein grausenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung, dessen Eindruck auf das Gemüt um so tiefer ist, je freundlicher die verlassenen Thäler waren. Nichts regt sich während der Zeit des Winters in dieser Wüste, als die wandernden Sandhügel der Medanos, deren ausgedörrter, gelblichweißer Triebsand dem leisesten Druck der Atmosphäre weicht — „man möchte sie ein Leben des Todes nennen“ (1, 334—340).

Noch mehr zeigt sich der Einfluß Poeppigs in der Naturschilderung bei Moritz Wagner, der öfter den tiefen Eindruck geschildert hat, den er aus der Lektüre jenes Reisewerkes empfangen hat. Auch er begnügt sich nicht mit der Wiedergabe der äußeren Landschaftsformen, sein Blick versteht tiefer einzudringen in das geheimnisvolle Spiel der Naturkräfte, die unserem Planeten seine jetzige Gestalt verliehen haben. Gar oft „stärkt und tröstet“ er sich während seines Aufenthaltes in Eriwan an dem Anblick der wilden Gebirgsscenerie des Ararat, „des größten Monolithen, der in der alten und neuen Welt über eine Hochebene sich auftürmt und der an Masse selbst die Gipfel des Himalaya in den Schatten stellt“. Geisterhaft ragt das weiße Schneehaupt dieses Riesen über die schwarzen, schneelosen Bergkuppen seiner Umgebung heraus. Es scheint ihm, als wenn die vulkanischen Mächte, die das Gebirgssystem des armenischen Hochlandes gebildet, hier plötzlich ihre ganze Energie in jenem furchtbaren Wunderbau des Sündflutberges verwendet hätten.[1] Unter den schwierigsten Verhältnissen bereiste Wagner in den Jahren 1836—1838 die nördlichen Teile der Regentschaft Algier. Nach einer Darstellung des allgemeinen Eindruckes teilt er die bereisten Gebiete nach den Hauptformen des Bodens in vier Abschnitte, in das flache Gestade am Meeresufer, einer überaus gesegneten Landschaft, die besäet ist mit den hübschen, weißen Maurenhäusern, in das Hügelland, den Sahel, eine noch wilde, uncultivierte Gegend, welche vor Zeiten die Brandung des Meeres aufgetürmt hat, und in die Ebene Metidscha, die bis an den

[1] Moritz Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochlande von Armenien. Stuttgart 1848. S. 92.

Fuß der nördlichen Atlasketten reicht, welche die vierte Landschaftsform darstellen. In allen diesen Gebieten zeigen sich die Grundlinien des Atlas, der in Gestalt flacher Bogen die Meeresküste umsäumt.[1])

Auf gleicher Höhe stehen die Naturschilderungen bei Junghuhn,[2]) die, wie er selbst bemerkt, „zum größten Teil aus der unmittelbaren Erfahrung an Ort und Stelle niedergeschrieben worden sind“ (S. 162). Gut vorbereitet für seinen Beruf und begabt mit dem rechten Sinn für Naturschönheiten, beschränkt er sich nicht nur auf die Bedürfnisse der naturhistorischen Forschung, sondern macht uns auch mit den Reizen der Insel Java bekannt. Schwelgend in der Hingebung an die Herrlichkeit der Tropennatur, überläßt er sich dem wehmütig frohen Zuge nach der Heimat, wenn die Gebirge bei steigender Höhe die vaterländischen Formen der Pflanzenwelt zeigen (Vorrede VI). Nicht weniger anziehend werden seine Naturschilderungen dadurch, daß er mit besonders innigem Verständnis die in der Landschaft waltenden, höheren Momente des Lichts, der Farben, des tropischen Himmels und seiner überraschenden Kontraste wiederzugeben weiß. In einem zusammenfassenden Kapitel „Anblick des Landes“ giebt Junghuhn ein anschauliches Gesamtbild des nordwestlichen Teils der Insel nach seiner Lage, physischen Beschaffenheit, der Physiognomie der Vegetation u. s. w. (S. 38 ff.). Daß er in der That das Wesentliche in dem Charakter eines größeren Gebietes zu erfassen vermag, beweist er durch folgenden Vergleich der Küste Javas mit der des nordöstlichen Afrikas. „Steil aus dem Meere erhebt sich die Küste bei Samarang, um sich in sanfte, miteinander zusammenhängende Hügel abzurunden, die nach innen immer höher werden und sich bis zu dem Kegelberge Ungarang hinziehen, dessen Gipfel man in der Ferne erblickt. Lebhaft erinnern mich diese Hügel an Nordafrika und an die Vorgebirge des Atlas. Beide haben gleiche Gestalt, gleiche Umrisse; sie sind mit gleich frischem Grün überzogen, aber diese sind waldbekrönt, mit dunklem Gebüsch geschmückt, jene baumloser und kahler .... Hier sind die Thäler und Ebenen in Reisfelder abgeteilt, dort bilden sie ausgebreitete Grasfluren, in denen sich hier und da der einsame Stamm einer Dattelpalme erhebt; hier brechen die Quellen aus dem Schatten hochgewölbter Laubbäume hervor, dort ziehen sich Feigen- und Orangenbäume längs den bewässerten Gründen hin; hier deckt ein unermeßlicher Kokoswald die Uferflächen, dort wuchern aus den Felsenritzen am Meere nur Stachelfeigen hervor“ (S. 58 ff.).

[1]) Wagner, Reisen in der Regentschaft Algier 1836—1838. 3 Bände. Leipzig 1841. 1, 121 ff.

[2]) Fr. Junghuhn, Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java. Magdeburg 1845.

Im Jahre 1839 finden wir den **Botaniker A. Grisebach**,[1] der durch seine erste vergleichende Darstellung der Vegetation aller Erdteile neben A. von Humboldt und L. von Buch als einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Pflanzengeographie bezeichnet werden muß,[2] in der Balkanhalbinsel mit geographischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Als er vom Ridge zum erstenmale in die Gebirgsstöcke des westlichen Macedonien und auf eines jener merkwürdigen Ringbecken hinüberblickte, welche eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten jenes Landes ausmachen, hält er es für unbedingt erforderlich, daß er, um eine naturgemäße Vorstellung dieser Landschaft zu übermitteln, erst die allgemeinen Resultate seiner bisherigen Beobachtung vereinigt, einen Gesamtüberblick über die Struktur und die erdgeschichtliche Vergangenheit des westlichen Rumeliens zusammenstellt und die Gliederung der Bergzüge und Thäler, ihre Pflanzenbedeckung u. s. w. schildert (2, 108). Um die Aussicht vom Gipfel des Ridge zu beschreiben, zerlegt er die Landschaft in die vier Quadranten und faßt nach einer eingehenden Darstellung der einzelnen Naturobjekte den Gesamteindruck in großen Zügen zusammen (2, 170). Ein Beispiel seiner zusammenfassenden Schilderung zeige die Beschreibung des Babadagh im Lande der Dobrudschen, den die Donau mit ihrer letzten Biegung umkreist (1, 24 ff.). „Es ist eine bedeutende, geschlossene Kette. Bergformen und dunkle Erdfärbung müssen jedem Europäer fremdartig vorkommen; denn obwohl die nackten Abhänge und die eckige Contur der Schneide an gewisse Küstengebirge des Mittelmeeres erinnert, so fällt doch das Massenhafte und Ebenmäßige der Bildung auf. Es ist nicht bloß die Durchsichtigkeit der Luft, die die fernen Spitzen so nahe erscheinen läßt. Ebensoviel trägt dazu gleichsam die Gegenstandslosigkeit der Abhänge bei: kein Thal, keine Wellenlinie, kein Fluß, keine Waldbekleidung fesselt den Blick an den Seiten der breit aufschwellenden Hügel, und das Auge schweift daher früher zu den formenreichen Spitzen hinauf."

Den Schluß unserer Betrachtung möge am Ende unseres Zeitraumes der bedeutendste der deutschen Reisenden bilden, welche die Erschließung des afrikanischen Kontinentes zu ihrer Lebensaufgabe sich erwählt haben, **Heinrich Barth** (1849—1855).[3] Ursprünglich mit seinem Freunde Heinrich Overweg nur Reisebegleiter des englischen Missionärs Richardson, übernahm er nach dem Tode seiner

---

[1]) A. Grisebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. 2. Teil.

[2]) Peschel, S. 785.

[3]) Heinrich Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. 5 Bände. Gotha 1857.

beiden Reisegefährten selbst die Leitung der Expedition, und zwar trotz der geringen Hilfsmittel mit einem Erfolge, daß er mit Recht sich rühmen konnte, nicht allein jene ungeheuren Landstrecken der bisher abgeschlossenen afrikanischen Welt zwischen Tripolis, dem Tsadsee und Timbuktu eröffnet und leidlich bekannt gemacht, sondern auch einen regelmäßigen Verkehr in jene Landschaften ermöglicht zu haben (5, 454). Ihm und dem unglücklichen Overweg verdankt die Geographie die wissenschaftliche Erkenntnis der West- und Centralsahara als eines vorwiegend gebirgigen Landes, ein um so größeres Verdienst, als in jener Zeit die Auffassung der großen Wüste als eines großen Tieflandes, ja einer auf weite Strecken sogar unter dem Meeresspiegel liegenden Senke noch die allgemein herrschende war.[1])

In der Entwicklung der Naturschilderung bezeichnet Barth eine merkwürdige Erscheinung. Mit peinlicher, ja fast pedantischer Sorgfalt, die ihn oft zu Wiederholungen bereits gebrauchter Ausdrücke verleitet, registriert er jede Veränderung der Landschaft, so daß seine Schilderung eine lückenlose Reihe meist wissenschaftlich sehr wertvoller Naturbeobachtungen enthält, die sich leicht zu einem Bilde des durchreisten Landes zusammenstellen lassen. Freilich steht ihm der meisterhafte Stil, die glänzende Schilderung, die plastische Anschaulichkeit eines Poeppig und seiner Nachfolger nicht zur Verfügung; ja es scheint fast, als ob sich in diesen Naturschilderungen schon die Spuren einer Zeit bemerklich machen, in welcher neben der Förderung rein wissenschaftlicher Interessen hauptsächlich der Nutzen für Kultur, Handel und Verkehr, das Bestreben nach Erweiterung der politischen Machtsphären und Gründung neuer Kolonien bei der Ausrüstung der Expeditionen und Auswahl der Forscher immer mehr maßgebend werden. Wir erkennen schon in Barth die Symptome einer Zeitströmung, in welcher der Sinn für eine ästhetisch-wissenschaftliche Auffassung der Natur immer mehr zurücktritt und wieder, wie es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließlich der Fall gewesen war, der reine Nützlichkeitsstandpunkt die Naturschilderung in den geographischen Reisewerken beeinflußt. Daß ein solcher Standpunkt der Naturschilderung nicht zum Vorteil gereichen kann, liegt auf der Hand. So erinnert Barth an mehreren Stellen geradezu an die ersten Anfänge der Naturschilderung überhaupt, wenn er sich mit der nur wenig sagenden Bemerkung begnügt, daß z. B. die Landschaft auf dem Wege von Kano zum Tsadsee einen „sehr toten, melancholischen Charakter“ (2, 194) oder in der Umgebung der Hauptstadt Wurno „einen nackten und pflanzenlosen Charakter“ habe (4, 161).

[1]) Ratzel, Overweg, Allgemeine deutsche Biographie 25, 19.

Wiederholt gesteht er selbst das Unvermögen, die Pracht der Farben und Formen in der Landschaft in Worte fassen zu können, und so fügt er, um dennoch ein Bild der durchreisten Gegend zu geben, eine große Anzahl Skizzen und Umrißzeichnungen besonders interessanter Landschaftsformen in den Text seines Berichtes ein, indem er zugleich auf die Schilderung völlig verzichtet und einfach auf die Zeichnung verweist (1, 277). Freilich finden wir neben diesen unvollkommenen Versuchen auch Beispiele einer schwungvolleren Schilderung. So beschreibt er die Parklandschaft in den nördlicheren Teilen der Provinz Kano: „Die Landschaft gehört zu den schönsten, anmutigsten Gegenden, die ich je gesehen habe. Die Bodenfläche war leicht gewellt und mit frischem Gras bekleidet, das die versengenden Sonnenstrahlen noch nicht ausgedörrt hatten. Darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in der größten Mannigfaltigkeit und reichsten Fülle, jedoch nicht eine undurchdringliche Waldung bildend, sondern von der Künstlerhand der Natur zu schönen Gruppen geordnet und der schönsten Wirkung von Schatten und Licht fähig .... Die Flora war gewissermaßen nur da, um der befiederten Welt als heitere und sichere Ruhestätte zu dienen. Vögel von unzähligen Arten spielten im Vollgenusse ihrer Freiheit girrend und zwitschernd umher, während sich hie und da eine Herde weißer Rinder über den reichen Weidegrund mit größter Behaglichkeit ausbreitete. Baumwollen- und Karassiafelder unterbrachen in den Einsenkungen diese parkähnliche Scenerie, während hie und da Granitfelsen anzeigten, aus welchem Stoff die Unterlage des fruchtbaren Bodens besteht“ (2, 100 ff.).

Daß Barth sich auch über die Grenzen des Gesichtsfeldes zu erheben vermag, daß er es versteht, die empfangenen Eindrücke der verschiedenen Landschaften zu einem Gesamtbilde größerer Gebiete zu verarbeiten, zeigt er unter anderem in der Schilderung der Landschaft Asben (1, 586), und darum haben wir ein Recht, ihn mit Rücksicht auf seine Naturauffassung in diese Reihe der Naturschilderer aufzunehmen.

Ehe er von Asben Abschied nimmt, will er mit wenigen Worten die Hauptzüge dieses kleinen Gebirgsländchens mitten in der Wüste zusammenfassen: „Erst, als wir die wüste, kahle Hochfläche betraten, welche dieses Land im Süden begrenzt, erkennen wir seine wahre Natur, indem wir uns überzeugten, daß nicht seine südlichere, schon in den Bereich der tropischen Regen fallende Lage, sondern nur die mannigfaltige Konfiguration seiner Oberfläche es vor dem übrigen Teil der Wüste auszeichnet .... Sein eigentlicher Gebirgskern wird gebildet von einer Erhebung, die in verschiedenen höheren Bergkuppen aufsteigend, zu beiden Seiten tiefe Furchen bildet, in denen das in den Berghöhen bei den tropischen Regen gesammelte Wasser seinen Abfluß findet und durch die in diesen engen Thälern

zusammengepreßte Hitze einen großen Reichtum von Pflanzenwuchs erzeugt. Die Fruchtbarkeit wird dadurch bedeutend erhöht, daß Basalt in starkem Verhältnis mit Granit vermischt ist; wo Sandstein vorwaltet, ist die Natur am ärmsten ..... Der noch unausgebildete Charakter des Landes zeigt sich besonders darin, daß diese zahllosen, größeren und kleineren Thäler kein gemeinsames Flußbett bilden. Im ganzen senkt sich die Abdachung des Landes auf der westlichen Seite der höchsten Berggruppen allerdings nach Westen, aber selbst hier finden wir Ausnahmen, und alle jene nach Westen abziehenden Thäler erweitern, sobald sie aus den höheren Bergmassen heraustreten, und verlaufen sich allmählich, ohne sich zu vereinigen." Nach einer eingehenden Schilderung der Vegetation und der Fauna kommt Barth zu dem Schluß, daß dieser Gebirgsknoten dem Menschen eine nicht ungünstige Wohnstätte bietet und dem Reisenden einen erfreulichen Ruhepunkt auf der öden Straße von Nord- nach Centralafrika gewährt.

Wir können unsere Ausführungen über die Entwicklung der Naturschilderung nicht schließen, ohne noch zweier Reisewerke Erwähnung zu thun, welche das letzte Ziel darstellen, zu denen eine von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Betrachtung der Natur führen muß. Zeigte es sich in den bisherigen Untersuchungen, wie die Naturschilderung ihre größte Vollkommenheit in der Auffassung der Natur eines ganzen Landes erreicht, indem der Forscher am Schluß seiner Reise die einzelnen Landschaftsbilder an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt und so ein charakteristisches Gesamtbild erhält, so finden Rußegger und Middendorf ihre Ideale in einem Reisewerke, das systematisch die Ergebnisse der Reise bearbeitet und sie vor allem mit den Forschungen anderer vergleicht, ergänzt oder berichtigt.[1]) Die persönlichen Erlebnisse und die Beschreibung der Reise treten vollständig zurück, so daß beide Werke den Charakter einer eigentlichen Reisebeschreibung verlieren und zu einer bis ins kleinste durchgearbeiteten, rein wissenschaftlichen Länderbeschreibung werden. Damit aber fallen beide auch zugleich aus dem Rahmen unserer Untersuchung heraus.

Zusammenfassung. Wir stehen am Ende unserer Untersuchung über die Auffassung und Aufgaben der Naturschilderung. Klar und deutlich zeigt sich bei einem zusammenfassenden Überblick über den betrachteten Zeitraum der Gang ihrer Entwicklung.

[1]) J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder 1835—1841. Stuttgart 1841—1848. — Middendorf, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens 1843—1844. Petersburg 1867.

Ohne daß sich die einzelnen Perioden scharf abgrenzen ließen, erkennt man doch, wie bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts die Naturschilderung nur als unwesentliches, ausschmückendes Beiwerk der Reiseberichte betrachtet wird. Es sind nur Teile einzelner Landschaften, dürftige Bruchstücke einer Naturschilderung, deren Spuren sich, wie wir gesehen haben, bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts nachweisen lassen. Mit Georg Forster beginnt eine neue Ära der Naturauffassung. Das Auge des Naturforschers lernt immer größere Gebiete umfassen; es vereinigt die einzelnen Gegenstände zu einer Einzelschilderung einer vom Horizont begrenzten Landschaft. Zugleich aber erhält die Naturschilderung eine wissenschaftliche Bedeutung. Nicht zufällig mehr, sondern bewußt und regelmäßig werden die Landschaftsbilder in den Bericht der Reisebegebenheiten eingeflochten. Die Naturschilderung wird, indem sie zugleich ihre Technik immer mehr vervollkommnet, eine der Hauptaufgaben des Erforschers fremder Länder; sie wird Selbstzweck. In Chamisso, L. von Buch, Lichtenstein, Wied, Martius, Meyen und anderen haben wir Vertreter dieser Richtung kennen gelernt, die nicht nur ihr volles Augenmerk auf die äußeren Formen, auf Farbe, Beleuchtung, Wolkengestaltung u. s. w. als die wesentlichsten Momente im Landschaftsbilde lenkten, sondern die zugleich auch in der Gestaltung der Erdoberfläche die Wirkungen der einen großen Naturkraft erkannten, die jedem einzelnen Objekte seine charakteristischen Züge aufprägt.

Am Ende des dritten Jahrzehnts zeigt sich in Poeppig, Schomburgk, Tschudi, Junghuhn, Wagner, Grisebach und Barth die Naturschilderung auf der Höhe ihrer Entwicklung. Der Blick des Reisenden überschreitet die Grenzen, die der Horizont ihm zieht. Aus den zahlreichen Einzelschilderungen, wie sie sich während des Verlaufs der Reise an einander reihten, ergiebt sich ein charakteristisches Gesamtbild des ganzen Landes, das entweder dem Reiseberichte vorangestellt wird, um den Leser heimisch zu machen in den Gebieten, in welche der Verfasser ihn führen will, oder um ihm beim Verlassen einer Landschaft gleichsam als Andenken eine Ansicht des Landes mitzugeben, in welchem er mit dem Reisenden so oft Freude und Leid geteilt hatte.

Drei Männer ragen aus der großen Anzahl hervor, welche die Reihe der Entwicklung der Naturschilderung darstellt: Georg Forster, der erste, der die Naturschilderung „aus der dumpfen Sphäre eines handwerksmäßigen Registrierens einzelner Thatsachen“ zu erheben versuchte; Alexander von Humboldt, der zuerst die Gesetze der Naturschilderung, die Anforderungen, die man an ein anschauliches Landschaftsgemälde stellen muß, in bestimmte Formeln faßte und in seinen „Ansichten“ selbst zu verwirklichen suchte, und Eduard Poeppig, dessen Naturschilderungen in jeder Beziehung die

glänzenden Muster bilden, die von einzelnen seiner Nachfolger wohl erreicht, nie aber übertroffen werden konnten.

Die Aussichten für eine Weiterbildung der Naturschilderung am Ende unseres Zeitraumes sind nicht günstige zu nennen. Wenn auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sich noch treffliche Beispiele von Naturschilderungen finden — es sei nur an die klassischen Schilderer der afrikanischen Landschaft Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal, Junker erinnert —, so zeigt sich doch schon in Heinrich Barth der verderbliche Einfluß einer Zeit, in welcher der materielle Nutzen und ein rein fachwissenschaftliches Interesse die leitenden Gesichtspunkte bei der Aussendung von Expeditionen in unerforschte Gebiete sind. Es macht sich in der Folgezeit derselbe Nützlichkeitsstandpunkt wieder geltend, von welchem aus vor 300 Jahren nur diejenigen Naturobjekte das Interesse der Reisenden fesseln konnten, welche direkt oder indirekt einen praktischen Nutzen versprachen.

So stellt sich die Entwicklung der Naturschilderung in einem Kreislaufe, oder besser in einer Kurve dar, die auf den Ausgangspunkt zurückweist, ihren Höhepunkt jedoch schon im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts unter dem Einflusse der ästhetisch-wissenschaftlichen Naturbetrachtung erreicht hat.

II. Einflüsse der Litteratur und der geographischen Wissenschaften auf die Entwicklung der Naturschilderung.

Zwei Strömungen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens sind es vor allem, unter deren Einfluß die Naturschilderung in den geographischen Reisewerken sich entwickelte, eine litterarische und eine wissenschaftliche. Ihre Spuren lassen sich verfolgen bis in die ersten Anfänge der Naturschilderung, ohne daß jedoch ihre Einflüsse gleichzeitig auch immer von gleicher Stärke gewesen wären. Die Dichter verstanden es zuerst in dem Buche der Natur zu lesen, freilich nur der Natur, die ihre Stimmungen und Gefühle zu wecken vermochte, und so macht sich zuerst der Einfluß der Litteratur, und zwar schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geltend. Seit der Wende des 19. Jahrhunderts sind es vorwiegend wissenschaftliche Interessen, welche in immer steigendem Maße den Charakter der Naturschilderung bestimmen und schließlich den litterarischen Einfluß immer mehr und mehr zurückdrängen.

Es wird sich daher empfehlen, zuerst die Einwirkungen der Litteratur, und erst an zweiter Stelle die der geographischen Wissenschaften darzustellen.

Wenn sich in den Naturschilderungen des 18. Jahrhunderts in der Hauptsache jene sentimentale Empfindungsweise geltend machte,

wie sie in den Dichtungen Hallers, Brockes', Kleists und Klopstocks zum Ausdruck kommt, so zeigen sich im 19. Jahrhundert die Äußerungen eines Naturgefühls, das in der Hauptsache Goethe und den Vertretern aus der Zeit der Romantik seine charakteristischen Züge verdankt.

Alle Strahlen der Naturempfindung, wie sie die Lyriker vor ihm und seine Zeitgenossen kannten, sammelte Goethe wie in einem Brennpunkte zusammen.[1]) Freilich stand auch er in seiner Jugend noch immer unter dem Banne jener krankhaften Empfindsamkeit seiner Zeit. Indem jedoch das tiefe Studium der Natur ihn freimachte aus diesen Banden, verblaßte diese besonders dem Naturgefühl der Wertherzeit anhaftende, sentimentale Färbung mehr und mehr, ohne daß die Empfindung selbst an Innigkeit und Wärme verloren hätte. Mit der gesteigerten Naturerkenntnis wuchs auch sein Naturgenuß, zugleich aber nahm der hochgespannte poetische Ausdruck eine objektivere Form an. Goethe legt den Naturscenen nicht mehr die Empfindungen unter, die der Anblick der Natur in ihm erweckte; er schildert vielmehr mit objektiver Ruhe die Natur ebenso wie jeden anderen wissenschaftlichen Gegenstand. Wie freut er sich z. B., an den interessanten Lagunen von Venedig sein „bißchen Studium der Natur" fortsetzen zu können. Sie erscheinen ihm als Wirkungen einer alten Natur, als ein Produkt des mannigfachen Kampfes zwischen Ebbe und Flut und dem festen Lande, in welchem infolge des Sinkens der Urgewässer das Land als Siegerin hervorging und jene Sumpfstrecken im Norden des Adriatischen Meeres bildete, die noch teilweise von der Flut überspült werden.[2]) Diese entscheidende Umwandlung in Goethes Geistesleben vollzog sich namentlich durch die italienische Reise vom Jahre 1786. Der Naturforscher, der sich in dem vergangenen Jahrzehnt schon beharrlich vorgebildet hatte, tritt an die Stelle des schwärmerischen Naturfreundes. Verließ ihn auch im späten Greisenalter niemals jenes lebhafte Gefühl für die Schönheit der Natur, so ist es doch eine Begeisterung, welche veredelt wird durch das Bewußtsein von der Unendlichkeit und Unwandelbarkeit der Naturgesetze. „Goethe fühlt sich selbst als einen Teil der Natur und des Geistes, der in ihr wohnt. Die Natur wird sein Gott, Naturliebe seine Religion",[3]) und so wird er zugleich zum Propheten des modernen, wesentlich pantheistisch gefärbten Naturgefühls, dessen Wirkungen sich auch in den Naturschilderungen der geographischen Reisewerke erkennen lassen.

---

[1]) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. Jena 1875. S. 184.

[2]) Goethes Werke, 21. Band, Italienische Reise. S. 112 ff.

[3]) Biese 2, 404.

Ganz anders gerichtet ist das Naturgefühl **Schillers**; sein Interesse für die Natur äußert sich hauptsächlich theoretisch, es beruht mehr auf Reflexion als auf Anschauung und hat eine philosophisch-moralische Grundrichtung.[1]) In seiner Jugend schwärmt auch er nicht minder für die Natur wie seine empfindsamen Zeitgenossen — man vergleiche nur seine ersten Gedichte —; mit dieser Überschwenglichkeit aber kontrastieren die trefflichen Naturschilderungen in den späteren Dichtungen (Taucher, Bürgschaft, Berglied, Tell 2c.), die das Resultat besonnener Studien sind.

Unter allen Zeitgenossen unserer Klassiker zeichnet sich durch seine Eigenart **Jean Pauls** Naturgefühl aus. Versuche von Naturschilderungen mit all den Gefühlsergüssen einer überreichen Phantasie bilden das unerschöpfliche Thema, das in fast allen seinen Dichtungen wiederklingt.[2]) Nicht genug thun kann er sich in seiner Liebe zur Natur; eine wahrhaft orientalische Pracht an Bildern, die überschwenglichsten Metaphern, die tollkühnsten Wendungen sind ihm gerade recht, um seiner unendlich großen Freude selbst an den geringfügigsten, täglich sich wiederholenden Vorgängen in der Natur Ausdruck zu verleihen. Zu klaren, anschaulichen Naturschilderungen vermag Jean Paul seine überströmenden Gefühle und Empfindungen nicht zu sammeln. Um ein Beispiel zu geben, sei auf die phantastische Schilderung des Lago maggiore im „Titan" hingewiesen, die noch zu den anschaulichsten gehört, die bei Jean Paul zu finden sind. Von den Terrassen am See aus bewundert der junge Graf die aufgehende Sonne. „Der Morgenwind warf die Sonne leuchtend durchs dunkle Gezweig empor, und sie flammte frei auf den Gipfeln ..... Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden, beisammen, und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilder der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Kaskaden wie mit wassertaffetenen Bändern — und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel und ein Laubwerk von Kastanienwäldern faßte ihn ein".[3]) Mit steigender Unruhe schaut Albano „über das glänzende Wasser des Sees nach dem heiligen Wohnplatz der vergangenen Kindheit .... die Freudenlieder schwammen auf fernen Barken her und berauschten ihn — jede laufende Welle, die schäumende Brandung trieb eine

[1]) Biese 2, 432.

[2]) Planck, Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Berlin 1862. S. 22.

[3]) Jean Pauls Werke 4. Titan 1, 15. (Deutsche Nationallitteratur.)

höhere in seinem Busen auf .... die funkelnden Berg- und Gletscherkette wand sich fest um seinen Geist und zog ihn empor zu hohen Wesen und hohen Gedanken".[1]) So steht das ganze Universum im engsten Zusammenhange mit dem menschlichen Geiste; Weltall und Menschenseele sind eines. Hierin zeigen auch die Naturschilderungen bei Jean Paul den Einfluß seiner pantheistisch gefärbten Weltanschauung.

Jean Paul gab gleichsam das Motto für die Naturauffassung der Romantiker. Diese ist, den ganzen Anschauungen jener Schule gemäß, von einer „äußersten Subjektivität und Phantastik, mystisch-schwärmerisch, oft von tiefsinniger, märchen- und traumhafter Symbolik". Der Sinn für alles Gegenständliche, Anschauliche, Festumrissene ist ihnen fremd; Geist und Natur verschmelzen und verschwimmen in eins, und das Naturgefühl führt zu einer ahnungsvollen Mystik, in welcher die Töne aus der Wertherzeit vernehmlich nachklingen. In Hölderlins „Hyperion", im „Heinrich von Ofterdingen" von Novalis, in allen Dichtungen Tiecks wuchert dieses trunkene Naturgefühl, jenes unstillbare Sehnen, in das innerste Leben der Natur einzudringen und den Kern ihres wunderbaren Wesens zu enthüllen. Die elementaren Mächte der Natur, die unbestimmte Physiognomie der Wolken, der Flüsse, Berge und Wälder, das unergründliche Sternenmeer sind den Dichtern dieser Zeit eine geheimnisvolle Zeichenschrift, der Ausdruck ihrer eigenen unaussprechlichen Gefühle.

Wenn man von dem Naturgefühl der Romantiker spricht, darf man auch den Philosophen unter ihnen nicht übersehen, Schelling. „Seine Naturphilosophie ist nicht nur aus der Poesie entsprungen, sondern sie strebt auch zu diesem Ursprung zurück,"[2]) war es doch die Goethesche Naturdichtung, die im Systeme dieses Philosophen gleichsam in eine allgemeine Theorie gebracht wurde. Seine Naturauffassung war maßgebend für die ganze Dichtung jener Zeit.

Wie wirre Wege auch die Dichter dieser Schule gegangen sein mögen, wie gefährlich besonders jenes schrankenlose Ausleben einer bis zum äußersten gespannten Phantasie, die zügellose Hingabe an ein überschäumendes Naturgefühl für die Dichter jener Zeit sein mußte, so läßt sich auf der andern Seite doch nicht verkennen, daß gerade die romantische Schule das Empfindungsleben des deutschen Volkes in seltenem Maße gefördert und damit auch das Naturgefühl erweitert und vertieft hat. In den Dichtern der spätromantischen Zeit, in den Dichtungen von Eichendorff, Hoffmann, Uhland,

---

[1]) Titan 1, 12.
[2]) Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 637.

Chamisso, Rückert, Lenau und Heine quillt ein reicher Born echten, reinen Naturgefühls, der ohne jene älteren romantischen Einflüsse kaum zu verstehen wäre.

Wir dürfen nicht länger bei diesen Ausführungen verweilen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß solche Anschauungen, wie sie in fast allen Dichtungen aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts das Naturgefühl kennzeichnen, auch in den Naturschilderungen der geographischen Reisebeschreibungen hier und da wiederklingen. Freilich spielen diese naturgemäß hier eine ganz andere Rolle als in den Werken der Dichter. Es sind in unserem Jahrhundert meist Gelehrte, die im Dienste der Wissenschaft der Natur gegenüber treten. Der zergliedernde Scharfblick des Naturforschers aber ist nicht geeignet, solche Stimmungen aufkommen zu lassen, denen sich der Dichter rückhaltlos hingeben kann. Dennoch fehlen solche bei den geographischen Reisebeschreibern nicht ganz. Sie folgen auch hierin den Anregungen Humboldts, der im Kosmos geradezu fordert: „Um die Natur in ihrer ganzen, erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen. Die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Innern des Menschen abspielt.“ [1])

Selbst in diesen verhältnismäßig spärlichen Darstellungen der Gefühle und Empfindungen, wie sie beim Anblick der Natur in der Brust des Reisenden aufsteigen, zeigt sich eine Entwicklung, ein Fortschritt. Wohl kann auch Nicolai sein Herz dem Anblicke der Natur nicht verschließen, aber was er fühlt, vermag er nicht in klare Worte zu fassen. Recht wenig erfahren wir von seinem Gemütszustande, wenn er sagt, daß er mit „ganz eigenen Empfindungen“ durch die reizenden Gründe der sächsischen Schweiz wanderte (S. 86), oder wenn die Aussicht vom großen Winterberge „sein Herz so gewaltig erschütterte, daß es wie ganz außer sich war“ (S. 100). Wie unnatürlich klingt es, wenn Arndt unter dem Eindrucke der Landschaft an der Götha-Elf von „antihypochondrischen Seelenstößen“ spricht, die die Natur ihm versetzt! (2, 5).

Schärfer charakterisiert schon Lichtenstein beim Anblick der schroffen Gebirgsformen und waldbewachsenen Schluchten der Zwarteberge seine Gefühle, als die „Empfindungen einer melancholischen Schwermut, eines stillen Grauens vor der furchtbaren Einsamkeit“ (2, 339). „Zum ernsten Nachdenken“ veranlaßt den Prinzen zu Wied-Neuwied der Blick auf die südliche Küste Brasiliens, wo trübe und dumpfbrausend in hohen Wogen der tobende Ozean an die zerklüfteten, roten Felsenwände rollt und das donnernde Getöse der ewigen Brandung an die Dauer und Gleichförmigkeit in dem Wechsel der Zeiten

[1]) A. von Humboldt, Kosmos 2, 4.

erinnert (1, 296). Wenige Orte sind nach der Ansicht Wrangels geeignet, das Gemüt zum „Trübsinn und zur Schwermut" zu stimmen, wie die öde, unbegrenzte Fläche des nördlichen Eismeeres und die Totenstille in den unbewohnten Tundren (2, 109). Wo die Natur unter dem „schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer Einförmigkeit der Einbildungskraft auch nicht den geringsten Gegenstand darbietet, wo alles Leben erstirbt, wo die oft gepriesene, majestätische Pracht des blauen Polarhimmels in der durch Frost verdickten Atmosphäre verschwindet, da verstummt auch jedes poetische Gefühl und erlischt jedes dichterische Feuer (2, 241). Ein „Gefühl von milder Ruhe" erfüllt dagegen Martius beim Anblick eines amphitheatralisch geschlossenen Thales in der Nähe von Costa Rica, das „wie kein anderer Ort der Erde vermag, das Gemüt von irdischen Neigungen und Sorgen zu entfesseln" (1, 405). Gern spricht gerade dieser Reisende, dessen Reisebericht, wie er selbst sagt, zugleich „ein Spiegel seines inneren Lebens" (3, 889) sein soll, von den Stimmungen, die sein Herz bewegen, und besonders sind es die heiteren, sonnigen Landschaften, die seine Liebe besitzen. Mit unbeschreiblicher Befriedigung schwelgt er „im Hochgenuß unaussprechlicher Gefühle", als er am „Erdgleicher, dem Orte des Gleichgewichts der schönsten Harmonie aller irdischen Weltkräfte" auf die Tage der Vergangenheit zurückblickt (3, 882).

Es scheint überhaupt, als ob die Natur Brasiliens in ihrer Pracht und Fülle besonders geeignet sei, das menschliche Gemüt freudig und heiter zu stimmen. „Der Himmel der tropischen Regionen lacht mit einem so eigentümlich ansprechenden Glanze, man möchte sagen mit einer so bedeutsamen Ruhe auf den Menschen herab, daß selbst der Rohere von ihm sich ergriffen fühlt. Auf den feiner Fühlenden wirkt er unter solchen Umständen mit verdoppelter Macht." Ein Blick auf jenes glänzende Sternenzelt genügt Poeppig (1, 12), um die geringe Bedeutung aller menschlichen Leiden zu erkennen und die Spanne Zeit, von der sie umfaßt werden, neben dem Anblicke jener Regelmäßigkeit zu vergessen. In der großartigen Alpenwelt, auf dem Kamme der Cumbre kommt ihm die Schwachheit des Menschengeschlechts so recht zum Bewußtsein: „Man fühlt sich unbeschreiblich vereinzelt, hilflos und arm in der Mitte dieser riesigen Schöpfung, zwischen welcher der Mensch verschwindet. Nur mit Mühe erwehrt er sich des Gedankens, daß er bloß ein geduldetes Wesen sei, keineswegs erforderlich zum Fortbestehen des großen Ganzen" (1, 244). Die Betrachtung des ewigen Wechsels in der Natur, sowie der ungestörten Harmonie ihrer unermessenen Kraft vermag ihn jedoch wieder zu erheben aus diesem bedrückenden Gefühl und verdrängt alle kleinmütigen Besorgnisse vor den Gefahren, denen er entgegengeht. „Selbst

der Indier erscheint dann als ein brüderliches Wesen, und die edelsten Gefühle der Menschlichkeit und des Vertrauens erwachen in solchen Augenblicken der Erhebung über die irdischen Sorgen und bängliche Furcht" (2, 273). Der Anblick des unendlichen, nur vom Horizont begrenzten Ozeans erhebt den Reisenden „über die engen Sphären des menschlichen Daseins hinweg zu der Betrachtung jener Welten, die aus weiter Ferne zu uns herüberschauen." In der ruhigen Größe, in welcher die Gestirne ihre Bahnen wandeln, findet Junghuhn „Ruhe seiner Seele. Alle Leidenschaften schweigen, und in der Ahnung des Ewigen glimmt eine sichere Hoffnung im Innern fort" (S. 12).

Verwandt mit solchen Betrachtungen sind die religiösen Stimmungen, welche der Gedanke an den göttlichen Urheber der erhabenen Schöpfung in dem Herzen des Naturfreundes fast unwillkürlich erweckt. Das religiöse Interesse an der Natur ist nicht neu. Schon in Brockes und Gellert tritt uns ein christlich-religiöses Naturgefühl entgegen, und auch Klopstocks Naturbetrachtung erscheint besonders in seinen Oden und in seinem großen religiösen Epos stets mit Gottesverehrung gepaart. Für Rousseau ist Naturbetrachtung und Naturbewunderung zugleich Gottesdienst, Religion; in dem Anschauen der Natur findet er seinen Glauben an Gott, sein Vertrauen auf seine Güte wieder. In Goethes Werther klingen ebenfalls solche Anregungen vernehmlich nach, wenn auch seine Naturempfindung nicht selten an Pantheismus streift.[1])

Auch in einzelnen Naturschilderungen der geographischen Reisewerke lassen sich die Spuren dieses religiösen Naturgefühls nachweisen. Unfähig, die erhabenen Eindrücke in Worte zu fassen, welche Götzinger inmitten der Natur der sächsischen Schweiz empfängt, kann er nur „niederfallen und anbeten; denn das ist die Stimmung jeder reinen Seele, welche sich durch die Lust zu grober Sinnlichkeit noch nicht abgestumpft hat" (S. 354). Der See von Falun, den „die untergehende Sonne mit dem glänzendsten Golde wie mit einem Feierkleide schmückte", erinnert Schmidt „an die Güte des allmächtigen Schöpfers". „Wie unaussprechlich schön ist doch die Natur, und wie gut der Gott, der dem Menschen diesen Erdenball zum Wohnplatz anwies, daß er hier den Anfang zur Erkenntnis der Allmacht und Güte seines Schöpfers mache" (S. 141). Am ausgeprägtesten tritt das religiöse Interesse an der Natur bei Schubert entgegen. In dem Sturmwind und den Feuerflammen der Blitze erkennt er die „Boten Gottes, die über das brausende Meer gehen" (Italien 2, 154). „Die Masse der Hochgebirge zieht nicht bloß das schwebende, tote Bleilot und die fliegenden Wolken gegen sich, sie bewegt auch mit derselben

[1]) Erich Schmidt, S. 191.

unwiderstehlichen Gewalt die Empfindungen der Menschen ....., sie hebt sie empor, wenn sie durch Traurigkeit der Welt gebunden und gelähmt sind; es scheint, als ließen sich bei dem Anblick zugleich die Worte eines alten Liedes vernehmen: „Ehe denn die Berge wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Morgenland 1, 36). Selbst die Wüste erscheint ihm in einem schöneren Lichte, wenn er an die „Großthaten Gottes denkt, welche einst diese Einöde verherrlichten ... und jeden Sandhügel, jeden einzelnen Felsen zu einem Denkstein großer Errettung weihten" (Morgenland 2, 243).

Fehlen also, wie wir gesehen haben, in den Naturschilderungen der geographischen Reisewerke die Äußerungen eines Naturgefühls nicht vollständig, das die Werke der Dichter jener Zeit erfüllt, so waren es doch immerhin nur vereinzelte Spuren, die mehr gelegentlich, unter dem Eindrucke zufälliger Stimmungen, den Reisenden veranlassen konnten, in die Darstellungen der Natur auch seine Gefühle und Empfindungen einfließen zu lassen. Für eine Beurteilung der Naturschilderung vom Standpunkte des Geographen aus, sind sie jedoch nur von untergeordneter Bedeutung. Viel enger sind die Beziehungen, welche die Entwicklung der Naturschilderung mit den Fortschritten der geographischen Wissenschaft verknüpft.

In doppelter Hinsicht erscheint diese in Verbindung mit der Wissenschaft; sie ist in erster Linie ein nicht unwesentliches Werkzeug derselben, denn jede Naturschilderung ist immer zugleich auch ein Stück Naturforschung. Die Reisenden vermehrten nicht nur die Kenntnis fremder Länder, so daß am Ende unseres Zeitraums die bekannten „weißen Flecken" in den Karten der Erdteile fast gänzlich verschwunden sind; sie sammelten zugleich auch das Material, das dem Gelehrten die Unterlagen für seine Untersuchungen, die Beweise für seine aufgestellten Theorien lieferte; ja sie sind besonders seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts in den meisten Fällen selbst Gelehrte von bedeutendem wissenschaftlichen Ruf, denen die Forschung manche wertvolle Anregung verdankt (vgl. Humboldt, L. von Buch, Martius, Poeppig, Barth und andere).

Auf der anderen Seite ist aber auch die Naturschilderung von der Wissenschaft abhängig, und es ist sicher nicht bloß ein günstiger, rein chronologischer Zufall, wenn die Vervollkommnung der Naturschilderung im großen und ganzen parallel geht mit dem mächtigen Aufschwunge, den die geographische Wissenschaft seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genommen hat und der durch die Namen: Forster, Pallas, Werner, Hutton, A. von Humboldt, L. von Buch, Hoff, Lyell, C. Ritter u. a. genügend gekennzeichnet wird. Vor allem sind es Untersuchungen über die Bildung der Gebirge, die Ent-

stehung der Inseln, die Wirkungen des Vulkanismus, Hebungen und Senkungen der Küsten, also Probleme erdgeschichtlicher Natur, die im Vordergrunde des Interesses stehen und die daher auch am häufigsten in die Naturschilderungen jener Zeit Eingang gefunden haben. Man begnügt sich nicht mehr mit einer, wenn auch kunstvollen Zusammenfassung der einzelnen Thatsachen im Landschaftsbilde, also mit einer Darstellung der äußeren Formen, sondern sucht in diesen Formen zugleich das Geheimnis ihrer Bildung, das Walten der unausgesetzt schaffenden Naturkraft zu erkennen. Dazu genügt es jedoch nicht, wenn der Reisende mit einem offenen Sinn für landschaftliche Schönheiten der Natur gegenüber tritt, sondern um das innerste Wesen der Naturerscheinungen verstehen zu können, ist vor allem eine gründliche wissenschaftliche Bildung und ein scharf beobachtender Blick auch für die unbedeutendsten Vorgänge auf der Erde ein unerläßliches Erfordernis. Nur wo beides sich in einem Reisenden vereint, kann sich zur Freude an der Natur der nicht minder edle Genuß gesellen, der, wie A. von Humboldt sagt, „aus Ideen entspringt, wenn das Gesetzmäßige in der Natur nicht bloß geahndet, sondern vernunftmäßig erkannt wird".[1])

Freilich finden wir in den Naturschilderungen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts neben trefflichen wissenschaftlichen Beobachtungen noch recht naive Versuche, das Werden der Natur aus ihren Erscheinungsformen zu ersehen. Die einfachste Art ist es, wenn Schmidt bei dem Anblicke der Wasserfälle der Dalelf den Grund des Ungestüms der Elemente auf eine letzte Ursache, auf einen transcendenten Schöpfer zurückführt, der alle Erscheinungen ein und demselben Gesetze, dem der Schwere, folgen läßt (S. 267).

Schubert, von dessen religiösem Naturgefühl wir bereits gesprochen haben, erkennt in der Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte „einen Denkstein, ein unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Schöpfungstages, da Gott sprach: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockne sehe, eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras, noch Kraut, noch fruchtbare Bäume, kein webendes und lebendes Tier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdfeste ihre Gestaltung, dem Wasser seine bestimmten Grenzen gab" (Morgenland 2, 318).

Charakteristisch für die noch im Anfange unseres Jahrhunderts sehr verbreitete Meinung, welche die Gestaltung der Erdoberfläche in der Hauptsache auf große Revolutionen und gewaltsame Erschütte-

[1]) Kosmos 1, 16.

rungen zurückführen wollte, ist der Versuch bei Friedrich, die Entstehung eines ausgedehnten Felsenmeeres im Odenwalde zu erklären: „Dem Naturforscher drängt sich bei diesem Anblicke sehr bald die Überzeugnng auf, daß dieses Felsenmeer nicht auf der Stelle, wo man dasselbe jetzo erblickt, seinen Ursprung hatte, vielmehr scheint eine furchtbare Erschütterung und die auf sie folgende Gewalt der Wasserwogen jene kolossalen Massen aus ihrem Urlager herausgehoben und sie auf diese Seite des Berges geschleudert zu haben" (S. 78).

Dieselbe geologische Ansicht teilt Götzinger in seiner Ansicht über die Entstehung der sächsischen Schweiz. Er meint, daß „diese großen Sandsteingebirge ein zusammenhängendes Ganzes zu der Zeit ausmachten, als die Wasser der Urwelt sie noch bedeckten. Eine große Revolution der Erde, die hier ihre Grundfesten emporhob, dort abriß und versenkte, zerriß diese Gebirge in zahllose Thäler und Gründe, Schluchten und Spalten, stürzte abgerissene Felsenmassen in entstandene Gründe, hob andere wieder über die Oberfläche hinaus und gab ihr so eine neue Gestalt" (S. 255). Sein Zeitgenosse Nicolai kommt der Wahrheit schon erheblich näher, wenn er aus den regelmäßigen Schichten der Felsen einen uralten Meeresgrund erkennt, auf dem sich im Laufe der Jahrhunderte die Sandsteine als Schlich abgesetzt haben, und die kleinen Wasserbäche, die in fast jeder Schlucht rieseln, sowie Spuren an den Felsenwänden sind ihm ein Hinweis auf die erodierende Thätigkeit des Wassers. Freilich giebt er zu, daß sich „auch noch andere Revolutionen denken lassen, wodurch die äußere Gestalt der Felsenwände manche Veränderungen erlitten haben könnte" (S. 8 ff.).

Aus einer eingehenden geologischen Untersuchung der Bodenbeschaffenheit des Landes bei Nismes und Montpellier schließt Fischer, daß er sich auf einem alten Meeresboden befinde (vgl. S. 13).

Bei dem Anblicke von Tahiti, der größten der Gesellschaftsinseln, vermag Kotzebue nicht zu unterscheiden, ob diese und so viele andere Inseln Überbleibsel eines durch Erdbeben verschlungenen Continentes oder durch unterirdisches Feuer aus dem Meeresboden heraufgeschobene Felsenmassen seien, die nach und nach mit Erde bedeckt, jetzt in üppigster Vegetation prangen (Neue Reise 1, 70).

Einen viel schärferen Blick verrät Krusenstern, der aus der Ähnlichkeit des nördlichen Nipon mit den benachbarten Küsten von Jesso auf eine frühere Zusammengehörigkeit schließt, die durch eine gewaltsame Revolution zerstört worden sei, wie man auch die Trennung von England und Frankreich, von Spanien und Afrika, von Sicilien und dem Festlande Italiens annehmen müsse. Er wird bestärkt in dieser Meinung, wenn er die geringe Breite der Sangar-

straße, die gleiche Anzahl der Caps an beiden Seiten, die ähnliche Richtung der gleich hohen Bergketten, die nur durch den Kanal unterbrochen werden, sowie die Nähe der vulkanischen Berge in Betracht zieht (2, 32).

Besonders auffallend zeigt sich der Einfluß der Wissenschaft in dem Reisewerke L. von Buchs, in dessen Schilderungen sich deutlich die Anschauungen seiner Zeit wiederspiegeln. Die zahlreichen Felsstücke zwischen Helsingborg und Fleningen erinnern ihn an die Blöcke, die er auf Seeland und in Mecklenburg und Pommern beobachtet hatte. Wohl entgeht ihm die Ähnlichkeit ihrer Zusammensetzung und ihre Verbreitung nicht, über ihre Herkunft und ihre erdgeschichtliche Vergangenheit vermag er sich jedoch nicht auszusprechen (1, 37). Seiner Beobachtungen über die Hebungen im Norden der skandinavischen Halbinsel haben wir bereits im ersten Teil dieser Arbeit gedacht (vgl. S. 24).

Wie L. von Buch, so macht auch Hausmann auf die unendlich vielen und nicht selten sehr bedeutenden Geschiebe des norddeutschen Tieflandes aufmerksam, die mehr oder weniger gleichförmig im Lande der Lüneburger Heide verstreut liegen. Ihre fremdartige Zusammensetzung schließt den so nahe liegenden Harz als Heimat von vornherein aus. Noch unbekannt mit den modernen Anschauungen, die diese Felstrümmer als Moränenschutt alter Gletscher erklären, läßt er die Frage ihrer Herkunft unbeantwortet und wagt nur, die Feuerstein- und Flötzsandsteingeschiebe als Überreste zerstörter Kreide- und Mergelflötze hinzustellen, von denen man noch Spuren bei Lüneburg und auf Rügen finde (1, 2).

Seit den Mitteilungen Georg Forsters ist die Entstehung der Koralleninseln ein Gegenstand gewesen, dem fast alle Weltreisenden ein reges Interesse entgegenbrachten. Nach der Ansicht Chamissos erheben sich die Korallenriffe von den Rändern steiler, unterseeischer Tafelberge als becherförmige Gebilde, die aus den Trümmern von Madreporen zusammengesetzt, auf der Seite unter dem Winde zuerst zu Anhäufung von Sand und zu Inselbildung Anlaß gaben (2, 37 ff. und 167 ff.). Kittlitz[1]) weist schon im Jahre 1826 darauf hin, daß die Korallenfelsen des Carolinenarchipels die über dem Wasserspiegel aufragenden Gipfel eines schon lange im Sinken begriffenen Gebirges seien. Die Spitzen desselben seien von Korallenbauten besetzt, die mit größerer Schnelligkeit emporwüchsen, als der Grund sich abwärts bewege (1, 347). Meyen kennt die Senkung des Meeresbodens noch nicht. Er ist der Ansicht,

[1]) Das Reisewerk erschien erst im Jahre 1858. Es ist daher fraglich, ob diese Ansicht über die Entstehung der Korallenriffe das Resultat eigener Beobachtungen ist, oder erst später aus den Veröffentlichungen Darwins entlehnt wurde.

daß die Sandwichinseln in den meisten Fällen die Kuppen vulkanischer Berge seien, welche sich aus der Tiefe des Meeres erhoben. Es unterliege keinem Zweifel, daß viele dieser Inseln durch Anbau von Korallen im Niveau des Meeres sich vergrößerten und daß diese Vergrößerungen mit zunehmenden Jahrhunderten auch bemerkbar würden (2, 140 ff.). Eingehende Untersuchungen über die Korallenbauten im Roten Meere verdanken wir Rüppells Reise nach Abessinien (1, 140). „Alle diese Korallenbänke sind das Erzeugnis der nämlichen Zoophytenarten, die noch gegenwärtig die unter dem Wasser vegetierenden Gebilde bis zu den ausgedehnten, aber sich nie über den niedrigsten Stand des Wassers erhebenden Felsbänken aufbauen... Da jene jetzt gleichförmig über das Meer hervorragenden Korallenbänke an keinem der gegebenen Orte durch vulkanische Thätigkeit emporgehoben wurden und doch die ursprüngliche Höhe derselben nur bis an die Oberfläche des Wassers reichen konnte, indem hier die Polypen absterben, so liefern diese Küsten des Roten Meeres den untrüglichen Beweis, daß in einer unbestimmbaren Periode das Höhenverhältnis des Wasserspiegels in dem südlichen Teile um beiläufig 15', in dem nördlichen um 30 bis 40' verschieden war." Er wagt es jedoch nicht, zu entscheiden, ob der jetzige Zustand die Folge einer partiellen Hebung oder eine Veränderung in dem Abstande der Meeresfläche von dem Mittelpunkte der Erde sei, seine letzte Ursache also in einer kleinen Verschiebung der Erdaxe haben könnte.

Wie der Streit der Wernerschen Schule mit den Vertretern der vulkanischen Theorie von der Entstehung der gebirgsbildenden Gesteine auch in den Naturschilderungen zum Ausdruck kommt, zeigt Martens in der Beschreibung der Euganeischen Hügel, die aus der ausgedehnten Poebene wie aus einem Meere inselförmig emporsteigen. Martens stellt sich auf die Seite Humboldts, Buchs und Ferbers, indem er die Ansicht ausspricht, daß diese Trachytmassen, in einer späteren Epoche durch Dämpfe emporgetrieben, die darüber liegende Decke von Flötzkalk gesprengt hätten. Vielleicht noch vom Meere bedeckt, seien dann die weichen Massen bei langsamer Erkaltung allmählich in ihrer jetzigen Gestalt erstarrt (2, 207).

Auch Wrangel gehört zu den Reisenden, denen die Wissenschaft wertvolle Nachrichten über unbekannte Weltgegenden verdankt. Seine Untersuchungen bestätigten die bisher nur auf Vermutungen gestützte Ansicht, daß nördlich von den Neusibirischen Inseln die große Polynia, d. i. die offene Region des Polarmeeres beginne, die selbst in dem stärksten Winter niemals vollständig zufriert. Das Problem der Hebung des großen sibirischen Tieflandes kennt Wrangel noch nicht, weshalb er die auffallende Zunahme der Küste, die durch das

zurückgelassene Treibholz erwiesen war, auf ein Zurückweichen des Meeres zurückführte. Es scheint ihm dies erklärlich infolge der jährlichen Vermehrung der Eismassen, welche eine Abnahme der Wassermassen bewirken müsse, zumal wenn diese nicht immer durch Zufuhr aus anderen Meeren ersetzt würde (2, 252 ff.).

Von dem tiefen Verständnis für die Natur der Inselwelt des Ägäischen Meeres zeugt es, wenn Prokesch lange vor der Aufstellung der heute unbestrittenen Theorie der Entstehung der Mittelmeere in den Klippen der Insel Delos Trümmer eines versunkenen Landes erkennt,[1]) oder wenn ihm die südliche Inselgruppe der Cykladen (mit Naxos, Paros, Milos und Nios) wie eine „Kesselwand“ erscheint, welche wie die Gebirge um Böhmen eine Niederung umschließt. Alles deute hier auf eine Erdumwälzung hin, von welcher die Alten reden und die, weil sie einmal war, vielleicht auch wiederkommen werde (2, 234).

Erkennt Prokesch mit dieser Vermutung, freilich mehr ahnend, als bewußt, die Natur des Mittelmeeres als eines großen Einbruchsgebietes, so übertrifft er damit seinen in Bezug auf Naturauffassung sonst viel höher stehenden Zeitgenossen Grisebach (vgl. S. 42), der noch in dem Vorgebirge Athos ein Produkt vulkanischer Thätigkeit erblickt. Er wundert sich nur, daß die gewaltige Kraft, die diese Bergmassen so hoch aus dem Schoße des Meeres emporheben konnte, so wenig auf die nächste Umgebung eingewirkt habe, auf den Kamm des „heiligen Waldes“, der an den Athos sich anschließt und in einer ebenmäßigen Fläche die ganze Breite der vorgestreckten Halbinsel einnimmt (1, 228).

Die wüste Hochebene in der Sierra de Thiuba, welche die Wasserscheide zwischen dem San Francisco und den kleineren Küstenflüssen des östlichen Brasiliens bildet, giebt Martius Veranlassung, „einige Vermutungen über die ersten Ursachen zu wagen, welche den gegenwärtigen Zustand hervorgebracht haben.“ Er meint, daß diese Fläche ihre frühere Erdbedeckung durch mächtige, weitverbreitete Überspülung des Ozeans verloren habe. Verschiedene Umstände, wie die allmähliche Senkung dieser Landstriche nach dem Meere hin, der regelmäßige Verlauf der seichten Abzugsthäler, die Ausdehnung kahler Felsflächen, vor allem aber die Abrundung vieler einzelner Granittrümmer und der Salzgehalt in dem Erdreiche der westlichen Gegenden schien diese Annahme zu bestätigen (2, 725). Einen Beweis für die wissenschaftliche Bedeutung dieses Reisenden erkennen wir in der von ihm zuerst ausgesprochenen und seitdem bestätigten Wahrnehmung, daß die

---

[1]) Prokesch, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Stuttgart 1836. 2 Bände. 1, 66.

Insel Marajo keineswegs eine ausschließliche Deltaschöpfung des Amazonenstroms darstellt, sondern durch Erhebung und allmähliche Anhäufung von Land trocken gelegt sei (3, 991).

Von der Bedeutung Heinrich Barths für die Kenntnis der Sahara haben wir bereits Mitteilung gemacht (vgl. S. 43); zum Schlusse sei daher nur noch auf Poeppig hingewiesen, um zu zeigen, wie auch in seinen meisterhaft durchgearbeiteten Naturschilderungen die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Zeit sich ausspricht, und wie auf der andern Seite er selbst wertvolle Beiträge zur Kenntnis der von ihm bereisten Länder zu liefern vermochte (vgl. S. 34). „Auf den ersten Blick" wird es ihm klar, daß der ganze Küstenstrich des südlichen Chile von Lavapie bis Talcuahano einst aus einem großen Archipel bestand, der in nicht allzufernen Zeiten durch das Zurücktreten des Meeres zum Festland wurde. Die Richtigkeit dieser Annahme ergiebt sich ihm aus dem Vorhandensein von Seesalz in den sandigen Ebenen zwischen dem Gebirge und der jetzigen Küste, aus den Lagern von Seegeschöpfen, denen man kaum ein hundertjähriges Alter zutrauen möchte, und aus den ausgedehnten Torfmooren und Teichen, in denen der Zoolog eine bessere Ernte macht als der Botaniker (1, 297).

Es würde zu weit führen, noch weitere Belege aus den citierten und anderen Reisebeschreibungen heranzuziehen, die alle beweisen, in welch innigem Verhältnis die Naturschilderung und die Wissenschaft unseres Zeitraums standen. Für uns genügen die angeführten Stellen, um zu zeigen, wie einerseits die Naturschilderung sich immer mehr vervollkommnet unter dem Einflusse der Wissenschaft und wie auf der anderen Seite die Naturschilderung ein nicht zu unterschätzendes Werkzeug der wissenschaftlichen Forschung bildet.

III. Darstellung der Naturschilderung.

Von der bruchstückartigen Darstellung einzelner Naturscenen hatte sich, wie wir gesehen haben, die Naturschilderung allmählich zur Gesamtauffassung eines ganzen Landes erhoben und damit zugleich ihre letzte Aufgabe erfüllt. Wir hatten diese Entwicklung nachgewiesen, ohne dabei auf die verschiedenen Landschaftsformen und auf einzelne Naturobjekte Rücksicht zu nehmen; es war die Landschaft als solche gewesen, die bei unserer Untersuchung in Betracht kam. Im Folgenden wird es nun unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Landschaftscharaktere, also die Gegenstände der Naturschilderung, sowie die Technik ihrer Darstellung näher anzusehen.

Man begegnet nicht selten der Meinung, daß die Naturschilderung in der Geographie dieselbe Rolle spiele, wie etwa die Beschreibung und Klassifikation in den beschreibenden Naturwissenschaften, vor allem in der Botanik und Zoologie. Dem ist jedoch nicht so. In letzteren Disciplinen handelt es sich lediglich um die Beschreibung einzelner Objekte, die aus ihrer Umgebung, aus der Gemeinschaft, der sie angehören, herausgenommen und für sich als selbständige Individuen beschrieben und klassificiert werden. Bei der Naturschilderung dagegen ist es umgekehrt. Was dort die Hauptsache war, nämlich die Kenntnis des Einzelnen, ist hier nur vorbereitende Thätigkeit. Die Naturschilderung selbst hat es mit dem Ganzen zu thun; sie will gleichsam ein Mosaikbild schaffen, das aber dennoch den Eindruck eines einheitlichen Ganzen hervorruft. Das Einzelne hat in diesem Gesamtbild nur insofern seine Stelle, als es die charakteristischen Formen liefert, welche die Physiognomie einer ganzen Landschaft bestimmen.

Hauptgegenstand dieser Schilderung ist zunächst die Erdoberfläche, der Boden, in dem die einzelnen Elemente der Naturschilderung gleichsam ihre Wurzeln haben. In der Darstellung dieses Bodens steht die Naturschilderung unseres Zeitraumes auf der Höhe ihrer Entwicklung; denn keine Landschaftsform, auch nicht die ärmlichste und einfachste, wird von den Reisenden übersehen. Damit erfüllen diese nur eine Forderung, die schon A. v. Humboldt aussprach, als er darauf hinwies, daß „der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend auf das Gemüt des Naturfreundes wirkt, nicht allein auf die großartigen Formen der Tropenwelt beschränkt sei, sondern daß vielmehr jeder Erdstrich die wunderbar fortschreitende Gestaltung und Gliederung nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen darbietet.“ [1])

Nicht immer war man dieser Ansicht. „Jedes Jahrhundert hat nicht nur seine Weltanschauung, sondern auch seine Landschaftsanschauung“,[2]) und „mit jedem Umschwunge der Gesittung erzeugt sich auch ein neuer Blick für eine andere Art landschaftlicher Schönheit“.[3]) Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hielt man eine ebene Fläche, eine wohl angebaute Gegend für die schönste, in sie baute man Schlösser und legte Parke und Gärten an, während man die alten Herrensitze in den reizenden Gebirgsgegenden der deutschen Mittelgebirge verwittern und verfallen ließ. Später sind es vorwiegend die Reize der „stillen Dorf- und Waldlandschaft“, welche in den Dichtungen der „idyllisch-elegischen Schäferpoesie“ mit großer

[1]) Kosmos 2, 74.

[2]) Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten. „Das landschaftliche Auge.“ S. 57.

[3]) Dasselbe. S. 68.



Vorliebe besungen werden.[1]) Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts werden auch die Schönheiten der hohen Gebirgsgegenden allgemein anerkannt, die man selbst zu den Zeiten des Dichters der „Alpen“ noch nicht zu würdigen vermochte. Lassen sich auch bis in das 15. Jahrhundert hinein hin und wieder Spuren nicht leugnen, welche zeigen, daß das Gefühl für die wildromantische Natur einzelnen Männern nicht völlig fremd war, so muß doch nach dem übereinstimmenden Urteile aller, die sich mit der Entwicklung des deutschen Naturgefühls beschäftigt haben, Rousseau als der erste bezeichnet werden, der in seiner „Nouvelle Heloise“ zuerst den rechten Ton tiefster Begeisterung für die wilde Schönheit der Hochgebirge angeschlagen hat. War auch Rousseau selbst noch nicht in die Schneefelder der Alpen eingedrungen, so hat er doch die Pforten zu ihnen gesprengt. Bald folgte man seinen Spuren. Saussure, der wissenschaftliche Entdecker der Alpenregion, erstieg 1787 als der erste den Mont Blanc und wurde so der Vorläufer der ungezählten Schar von Touristen, die seitdem die Alpengipfel zu ihrem Reiseziele sich erwählten. Auf die „Neue Heloise“ folgen bald die Schriften des Bernardin de St. Pierre, dessen Naturgemälde der Isle de France wiederum das Vorbild der großen deutschen Naturschilderer wurde.[2]) Hierin liegt die gewaltige, wenn auch nur mittelbare Bedeutung Rousseaus für die Entwicklung des deutschen Naturgefühls und der deutschen Naturschilderung.

Heute ist die Schönheit der Hochgebirge allgemein anerkannt, ja sie hat den landschaftlichen Sinn unserer Zeit sogar dermaßen beeinflußt, daß das größere Publikum in den kleineren Dimensionen der Ebene und des Hügellandes nur noch wenige Reize finden kann. Für die Schönheiten, zu denen man herabsteigen muß, scheint eben die große Zahl der modernen Gebildeten keine Zeit mehr übrig zu haben.[3])

Die Naturschilderung in den deutschen Reisewerken der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hält sich im großen und ganzen von dieser Einseitigkeit frei, wie wir, um aus der großen Masse einige Beispiele herauszugreifen, an den Schilderungen der einzelnen Vegetationsformen, von der Wüste an bis zum Walde, der die Gebirgsabhänge bedeckt, zeigen wollen.

---

[1]) Biese 2, 321.

[2]) Humboldt erzählt selbst, daß St.-Pierres Meisterwerk „Paul und Virginia“ ihn in die Zone begleitet habe, der es seine Entstehung verdankt, und daß es viele Jahre lang von ihm und seinem Freunde Bonpland mit unverändertem Genuß gelesen worden sei. Kosmos 2, 67.

[3]) Ratzel, Die deutsche Landschaft. Deutsche Rundschau. 22. Jahrgang, 12. Heft. S. 363.

Jede Landschaft vermag das Interesse der Reisenden zu fesseln, so daß Ansichten selten sind, wie die L. von Buchs, der von der „traurigen, geistlosen" Landschaft zwischen Berlin und Hamburg und den „charakterlosen" Gegenden bei Drontheim spricht (vgl. S. 24), oder wie die Krusensterns, der die Küste Sachalins als eine „durch ihre gefährliche Einförmigkeit ihm schon zum Ekel gewordene Sandwüste bezeichnet" (2, 153). Bezeichnend ist, daß die Reisewerke beider Männer noch dem ersten Jahrzehnt angehören.

Zwar haben noch nicht alle Reisenden die Schönheit auch der Wüstenlandschaft erkannt; Ehrenberg weiß nichts von ihr zu berichten, als daß die „ungeheure, vollkommene Ebene nichts als totes Gestein bei unbegrenzter Aussicht in überall endlose Formen zeigt" (1, 117); auch Rüppell findet die Thalniederungen und Wüstensteppen am oberen Nil „höchst uninteressant", und er kann seine Verwunderung nicht verhehlen, daß die „abschreckendste, meist ganz vegetationslose Wüstenei" doch zu wiederholten Malen von Reisenden beschrieben worden sei (Nubien S. 269); Prokesch behauptet gar, daß die Wüste zu beiden Ufern der Nilkatarakte, „als wisse sie, ungesehen zu bleiben, nur ihre nackte Häßlichkeit auslege" (S. 16); dennoch sind solche Verkennungen der Wüstenschönheit, wie gesagt, selten. Man findet vielmehr — und noch mehr scheint dies nach den Untersuchungen von Moebius in den englischen Reisewerken der Fall zu sein —, daß die Wüste diejenige Landschaftsform ist, die den Reisenden noch am häufigsten zu einigen Bemerkungen auffordert, so daß man sie nicht mit Unrecht geradezu als die „Schule der Naturbeobachtung" bezeichnet hat.[1]) Das Auge des Reisenden wird geschärft; es begrüßt mit Freuden die unscheinbarste Pflanze, welche die Einförmigkeit des sandigen Bodens belebt; es bemerkt jeden Hügel, der die weite trostlose Fläche unterbricht; es beobachtet die geringste Veränderung im Charakter der Landschaft und sucht eifrig nach den ersten Anzeichen, welche die sehnsüchtig erwartete Oase verkünden. Wir haben bereits auf Lichtensteins treffliche Schilderung der Karroo hingewiesen (vgl. S. 23). Aber auch Heinrich Barth vermag sich der Schönheit der Wüste nicht zu verschließen. In der Mitte der so übel berüchtigten Wüste von Tintumna hatte er Gelegenheit, die unermeßliche Fläche dieses „offenen Wüstenmeeres" zu übersehen, dessen Anblick durch aufgewirbelte Sandwolken noch wilder erschien. Es ist in erster Linie ihre Unendlichkeit und Unbegrenztheit, ihre einsame Öde, welche das Gemüt des Reisenden ergreift, so daß er bekennen muß, die Wüste habe ungeachtet ihrer Einförmigkeit doch etwas „Unaussprechlich-großes" und sei

[1]) Moebius, S. 18.

wohl geeignet, dem Menschen das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit tief einzuprägen (5, 416).

Nicht weniger fesseln der Zauber der Beleuchtung und die Fülle der Farben, welche die Sonne oder das Mondlicht über die weite Fläche ausgießt, sowie die Pracht des Wüstenhimmels das Interesse der Reisenden. Einst brachte der Fürst Pückler-Muskau die Nacht auf der Höhe eines Sandhügels zu. „Der Sonnenuntergang spielte an diesem Abende unter den hohen Palmen mit unnachahmlichen Farben. Der ganze Himmel scheint ein zerflossener Regenbogen, in dessen Mitte die junge Mondsichel nicht gelb wie bei uns gleich einem Eidotter, wie Schefer singt, sondern brennend smaragdgrün wie ein Goldkäfer glänzte. Auch der Nil rollt heut' nur bunte Wellen, und selbst der graue Wüstensand hatte sich in Rosa- und Silbersand verwandelt."[1]) Eine ähnliche Freude an den Schönheiten der Wüstenlandschaft weht in der Schilderung Russeggers: „Der Mond leuchtete im intensivsten Lichte am dunkelblauen, klaren Himmel. Die südlichen Sternbilder funkelten mit einem Glanze, der in unserm grauen Norden unbekannt ist. Die nahen Berge warfen schwarze Schatten weithin über den gelben Sand der Wüste, die schweigend uns umgab .... Wir lernten einsehen, daß die Wüste nicht allein Schrecken, sondern auch unendlich viel Schönes und Erhabenes an sich hat und begreifen es, warum der Araber und Nubier sie nicht minder liebt als der Gebirgsländer seine Berge. Wer die Wüste nie durchwanderte, ihre Schrecken nicht kennt, kennt aber auch nicht das Schöne, das sie darbietet, und unter dem ihr reiner Sternenhimmel, das glänzende Licht ihrer Mondnächte obenan stehen" (2, 420).

Wir nannten die Wüste eine Schule der Naturbeobachtung. Noch mehr aber liegt im Verfolgen des Wechsels und der Steigerung landschaftlicher Eindrücke ein großes erzieherisches Moment. Vor allem ist es der Abstand der verschiedenen Vegetationsformen, der die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt und ihn näher zuschauen heißt.

Da wo der flache Boden genügend Feuchtigkeit findet, dehnt sich die Steppe aus, die Goebel noch nicht zu schildern versteht (vgl. S. 15). Er berichtet z. B. nur, daß dieselbe, die bisher eine schwach gewellte Beschaffenheit hatte, sehr hügelig wurde und zu beiden Seiten des Weges hohe, kahle Sandberge sehen ließ. Die Steppe bestand in einem grasigen, festen Sandboden, mit Ausnahme der salzigen Stellen, wo sich in der Regel Thonboden findet (1, 83). Ganz anders Koch. Er vergleicht die ausgedehnten Steppen der Kabardah (bei Wladikawkas) mit ähnlichen Landschaftsformen anderer Erdteile und

---

[1]) Aus Mehemed Alis Reich, 3 Bände. Stuttgart 1844. 2, 305.

sucht eine größere Anschaulichkeit zu erzielen, indem er schreibt: „Die Wiesen — wenn ich mich des Namens für diese mit Kräutern und Gräsern dicht bewachsenen Gegenden, wo man, ohne sich niederzuwerfen, sich leicht verstecken kann, bedienen darf — unterscheiden sich von den unseren hinlänglich durch ihre Höhe und die größere Mannigfaltigkeit der Pflanzen, unter denen Gräser und Schmetterlingsblütler nicht so häufig vorkommen. Mehr ähneln sie den Steppen Ciskaukasiens und Südrußlands in der Zeit, wo durch den Wassermangel die Sonne den dortigen Boden noch nicht verbrannt hat" (1, 250).

Der Steppe durch ihre Einförmigkeit verwandt erscheinen im nördlichen Sibirien die Tundren, die, wie Wrangel berichtet, nur an dem Übergang der hügeligen Höhenzüge noch einige dürftige Lärchenbäume aufweisen. „Sobald man die schützenden Berge hinter sich hat, findet man sich plötzlich in einer höchst traurigen Wüste. Mit jedem Schritte werden die wenigen hier noch wachsenden Lärchenbäume niedriger und verkrüppelter, bald hören sie ganz auf und man sieht nur noch kleines Sandweidengebüsch und Zwergbirken, die kaum die Höhe eines Fußes erreichen. Größtenteils ist der Boden ganz nackt, und nur hie und da wächst falbes Moos und undichtes, niedriges, vom Frost gelb gewordenes Gras" (2, 96). Meisterhaft ist die Schilderung der hohen Taymir-Tundra, wie sie Middendorf an Ort und Stelle für seinen Reisebericht an die Petersburger Akademie entwarf und die uns doppelt bedauern läßt, daß er in sein großes Reisewerk nicht mehrere solcher Schilderungen aufgenommen hat. „Auf dem trockenen, festen Boden des hochwelligen Landes fußt eine karge Pflanzenwelt, nicht vermögend, den als Grundlage dienenden, lehmigen Geröllsand zu verhüllen. Moos und Sauergräser bilden die Decke der Oberfläche, welche, weil sie eben nur fleckweise und nicht ununterbrochen gleich unserem Rasenboden bewachsen ist, wie mit schwarzen Hümpeln bedeckt erscheint ... Die schon bei Eröffnung des Sommers halb abgestorbenen, brandgelben Spitzen der Binsen, Riede und des Wollgrases stechen nur unbedeutend von der Moosdecke ab; nur unrein, wie durch einen Flor schimmert die untere grüne Hälfte des Grases hervor .... Auf orographisch gleichförmig gestalteten Flächen gewinnt das häßliche Äußere der Tundra das Ansehen ödester Einförmigkeit; es ist ein Gähnen erregender Anblick, den der Maler nicht besser in Farben wiederzugeben vermag, als durch einen über das Papier geschmierten, schmutziggrüngelben Pinselauswisch. Ertötend eintönig ist dieser Anblick der flachen Tundra im weiteren Umkreise. Endlos, unbegrenzt verliert sich der Horizont in unerreichbare Fernen; keine Abwechslung, kein Schatten, keine Nacht. Licht, Wind und Schall werden durch nichts aufgehalten; überall weht es, überall ist es un-

heimlich still und stumm und farblos; matt, siech, entnervend ist dieser Anblick, unter dessen Einfluß der Mensch zum in sich gekehrten, stumpfen Samojeden herabsinkt" (4, 730 ff.).

Selten ist eine Landschaft so oft gewürdigt worden als die Savannenlandschaft. Schon Eschwege weist, angeregt durch Humboldts treffliche Schilderung, auf den Uebergang der hohen Gebirgswälder in die offeneren Campos Südbrasiliens hin, die als „Grasland mit eingestreuten Holzgewächsen"[1]) eine Abart der Savanne bilden. „Das Auge, das zwischen hohen Wäldern auf eingeschränkten Gesichtspunkten zu ruhen gewohnt war, erblickt offenere Gegenden und Grasfluren, der Wald verliert sich nach und nach zu den Seiten, und es erscheinen ausgedehnte, kahle Berghöhen, so weit das Auge nur reichen kann" (2, 118). Ähnlich schildert der Prinz zu Wied-Neuwied die Campos geraes, welche sich als offene, meist waldlose Ebenen oder sanft abgerundete Höhen über weite Flächen ausdehnen, nicht selten von den eingeschnittenen Flüssen durchzogen werden und fast überall mit hohem, trockenem Grase und einzelnen eingestreuten Sträuchern bedeckt sind (2, 179). Am Berge von Almeirim, der nur eine Stunde nördlich vom Ufer des unteren Amazonenstromes entfernt liegt, schaut Martius „in eine lichte Grasflur hinaus, welche in ihrer Physiognomie die größte Ähnlichkeit mit den Campos agrestes bei Pianhy darstellt. Große, graugrüne Grasbüschel, mit mancherlei blütenreichen Kräutern bewachsen, stehen weit auseinander auf dem ungleichen Boden aus aufgelöstem, braunem Sandstein. In den Niederungen der Flur sind hier Brüche von geringer Ausdehnung, ebenfalls mit Gras bedeckt, dort inselförmige Gruppen mit Gebüschen (3, 1325).

Eine besondere Art der Savannenlandschaft lernte Richard Schomburgk in den Sumpfsavannen von Guiana kennen. „Kaum waren wir dem Kammata (einem Küstenflusse nördlich vom Essequibo) nicht lange gefolgt, als sich plötzlich der Wald vor uns öffnete und eine ungeheure, breite Wasser- und Sumpffläche vor uns lag .... Die ausgebreitete Fernsicht über die grüne, saftige, trügerische Matte und ein glatter Wasserspiegel that dem Auge um so wohler, als unser Gesichtskreis nun bereits seit drei Monaten auf den flachen, von Bäumen und einem schmalen, bald durch eine Biegung begrenzten Flußspiegel beschränkt gewesen war .... Tausend und abertausend Crinums ragten mit ihren glänzendweißen Blüten über die leicht gekräuselte, spiegelklare Fläche hervor, während eine Menge zerstreuter Palmen- und Laubholzgruppen freundliche Feeninseln bildeten" (2, 233).

---

[1]) Supan, Grundzüge der physischen Erdkunde. Leipzig 1896. 2. Auflage. S. 612.

Den Übergang von der Savanne zur geschlossenen Waldvegetation bildet die Parklandschaft, wie sie Heinrich Barth im Innern Afrikas schilderte. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei hier nur auf die bereits oben erwähnte Schilderung der nördlichen Provinz Kano hingewiesen (vgl. S. 44).

Ebenso können wir uns auch Darstellungen des Urwaldes ersparen, indem wir an dieser Stelle auf die Schilderungen bei Wied (vgl. S. 26), Chamisso (vgl. S. 21 ff.), Martius (vgl. S. 28 ff.) und Poeppig (vgl. S. 35 ff.) verweisen. Besonders die Schilderung des Waldes bereitet den Reisenden große Schwierigkeiten; nur selten gelingt es ihnen, in einem farbenprächtigen Bilde einen Begriff der üppigen Vegetation des Urwaldes zu geben. Die meisten erschöpfen sich in der Zeichnung der Umrisse, indem sie über eine Darstellung des allgemeinsten Gesamteindruckes nicht hinauskommen; sie sind nicht im stande, auch die Einzelheiten herauszuheben, die aus der geschlossenen, einförmigen Wand, als welche der Wald gewöhnlich erscheint, hervortreten und sich als einzelne Individuen im Gesamtbilde geltend machen. Richard Schomburgk entgehen die mächtigen Laubkuppeln der Mora excelsa nicht, die den Gipfelpunkt der Vegetationsformen bezeichnet, welche die Tropenzone hervorzubringen vermag, und die darum von den Indianern als der „Häuptling der Wälder" bezeichnet wird. In gewaltigen Linien erheben sich ihre majestätischen Kronen über die ebene Fläche, welche die übrigen Bäume des Urwaldes bilden, so daß der Reisende im fernen Hintergrunde eine Reihe grüner Hügel zu erblicken glaubt, die sich erst in der Nähe in einzelne Gipfel der Morabäume mit einer Höhe von 150—160 Fuß verwandelten (1, 190). Poeppig umging diese Schwierigkeiten der Waldschilderung, indem er den Leser selbst in den Urwald hineinführte, um ihn mit dem innersten Leben desselben bekannt zu machen (vgl. S. 35 ff.), während Martius in die einförmige, „monoton wirkende Masse der Waldungen", welche die reinlichen Sandufer des Rio Negro wie eine Mauer umgeben, dadurch Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen sucht, daß er auf die zahlreichen Bäche und Flüsse hinweist, deren Thäler gleichsam einen Blick in das geheimnisvolle Dunkel, in das rege Leben eröffnen, das der Urwald in seinem Innern birgt (1, 302).

Mit seltener Beobachtungsgabe verfolgt Poeppig die Veränderung der Waldvegetation an den Abhängen der Anden. So weit das Auge reicht, sind die Thäler mit einem einzigen, dunklen Walde erfüllt, der sich an den Bergen bis in die Höhen emporzieht, in denen die verminderte atmosphärische Wärme sein üppiges Wachstum beschränkt und alle Stämme kurz und niedergedrückt erscheinen. Diese eigentümliche Baumvegetation, die zugleich die oberste und

äußerste Grenze des Waldes bildet, wird von dem Peruaner La ceja de la montana, die Braue des Waldes, genannt. Sie zeichnet sich trotz ihrer Höhe noch immer durch ihre unbeschreibliche Dichtigkeit der Massen, durch völlige Undurchdringlichkeit weiter Flächen aus. Da, wo die Schneiden und Gipfel den Bäumen nur selten Nahrung in hinreichendem Maße zu geben vermögen, beginnen diese im umgekehrten Sinne zu wachsen. Der dicke, knotige Stamm wird kaum zwei Klafter hoch und breitet sich in vielfach gedrehte Äste aus. Er sendet eine Menge Luftwurzeln über die Felswände hinab und sucht wie mit Fühlern nach seiner Nahrung umher .... Nicht selten windet sich ein kurzer, dicker Baumstamm so um den andern herum, daß es scheint, als wolle er ihn aus Neid nach dem Abgrunde zu drängen, gleichsam als sei er im Kampfe um die wenigen Fuß der nahrungsreicheren Oberfläche eines schmalen Felsenkamms begriffen (1, 160 ff.).

Bildet der Boden den ersten und wesentlichsten Gegenstand der Naturschilderung, so darf doch auch der Einfluß des Wassers auf die Gestaltung der Landschaft nicht vergessen werden. Fast in allen äußeren Formen der festen Erdoberfläche erkennt der Naturforscher die zerstörende, ausgleichende oder bauende Thätigkeit des Wassers; in der Pflanzendecke erscheint es als die Ursache alles Naturlebens. Vor allem aber konnten die größeren Ansammlungen des Wassers als ein wesentliches Element im Landschaftsbilde nicht lange übersehen werden. So trägt die unzählige Menge von Landseen, mit denen die weiten Ebenen des nördlichen Sibiriens besäet sind, wie Wrangel berichtet, viel dazu bei, die Landschaft recht freundlich zu machen (1, 147). Auch L. von Buch freut sich an den „glänzenden Seen", welche die einförmigen, sumpfigen Flächen im nördlichen Schweden auf eine angenehme Weise unterbrechen, während der Lauf eines Flusses dazu dient, den Blick durch das „sonst gehaltlose Detail von Morästen und Bäumen zu leiten" (2, 210). Das Auge folgt mit größerer Aufmerksamkeit dem Zurückweichen und Vordringen der Bogenlinien des Flußlaufes, in denen sich gewissermaßen die ganze Bewegung des fließenden Wassers ausspricht; es läßt sich gern in seinen Windungen bis an den Horizont hinausführen, an den ein leuchtender Punkt das Ende des Silberbandes bezeichnet.

Da wo das Wasser ruhig zwischen den Ufern dahinfließt, oder in größeren Mengen als Seen sich angesammelt hat, verleiht es durch seine Nachgiebigkeit, mit der es sich in alle Formen schmiegt und ihre Unebenheiten ausfüllt, dem ganzen Landschaftsbilde einen weichen Zug, der den Charakter desselben wesentlich mildert. Ganz anders ist die Wirkung auf den Beschauer beim Anblick des Kampfes,

in welchem die rasch dahinströmenden Wassermassen großer Ströme oder die an den Felsen brandenden Meereswogen jedes Hindernis zu beseitigen suchen. Dem gewaltigen Eindruck solcher Naturscenen kann sich selbst der sonst so nüchterne Robert Schomburgk (vgl. S. 38) nicht entziehen. Er bezeichnet es als die „schönste und malerischste Scene“ seiner ganzen Reise, als er am Essequibo den ungeheuren Wassermassen zuschaute, die, umgeben von der Vegetation des Urwaldes, über einen 14 Fuß hohen Abhang jäh herabstürzten (S. 129). „Tief ergriffen vom Schauder einer wilden Einsamkeit“ zeichnet Martius die Arara-Coarafälle, die den westlichsten Punkt seiner Reise bildeten. „Der Strom (Jupura) hat hier einen Berg durchbrochen, windet sich von NW her durch die steil abgeschnittenen Granitwände und stürzt beim Austritt aus der Schlucht donnernd und in Schaum aufgelöst über aufgetürmte, kolossale Felsenmassen. Der Fall, dessen Höhe vom Eintritt des Stromes in die Schlucht bis zum ruhigen Wasser unterhalb derselben 60 Fuß betragen mag, bot bei der damaligen Entleerung ein minder großartiges Bild des siegreichen Elements, vielleicht aber war es um so wilder und düsterer“ (3, 1256). Beim Besuche der Carolineninseln durchwatete Kittlitz eine Untiefe zwischen Lugunor und Funoar. „Der Weg war reich an malerischen Schönheiten höchst eigentümlicher Art .... Die lange Kette von Brandung bot hier ein minder abwechselndes, als erhabenes Schauspiel dar. Bald sah man die tiefblauen Wellen des Ozeans mit entsetzlichem Getöse sich an den aufgerichteten Felsen brechen, unter hochaufspritzenden Massen von weißem Schaume, deren Staubteilchen sich über die Gegend verbreiteten, bald rollten sie wie ein ungeheurer Gießbach über große Flächen daher, das kleinere Gestein mit sich fortwälzend“ (2, 107).

Neben dem Boden, der in keiner Landschaft fehlt, und dem Wasser, das in den meisten als wesentliches Element hinzutritt, erscheint als dritter Gegenstand der Naturschilderung der Himmel, der „Inbegriff von Luft und Licht“, wie Carus ihn bezeichnet.[1]) Er gehört mit zum unerläßlichsten und herrlichsten Teile der Landschaft überhaupt, indem er alle Einzelheiten derselben wie mit einem unsichtbaren Bande verbindet und diese erst in die Stimmung taucht, welche das Bild als einheitliches Ganze erscheinen läßt und die mit undefinierbarer Gewalt auf das Gemüt des Naturfreundes wirkt. Ein heiterer oder bewölkter Himmel verleiht jeder Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Eine Landschaft, über welche ein reiner, blauer Himmel sich wölbt und über die nur leichte, duftige Cirruswolken

[1]) Carus, Briefe über Landschaftsmalerei. Leipzig 1835. S. 51.

hoch in den Lüften dahinschweben, nennen wir heiter; ihre Grenzen erscheinen bis in die äußersten Fernen hinausgerückt, welche unser Auge noch erreichen kann. Sie erweckt in dem Beschauer das Gefühl des Friedens, der stillen Sehnsucht nach dem Ewigen. Eine düstere, schwermütige Stimmung dagegen ruht über der Landschaft, die von einem einförmigen, grauen Wolkenschleier bedeckt ist oder über welcher der Sturmwind sein wildes Spiel mit den tiefschwarzen, massigen Gewitterwolken treibt.

Im ganzen und großen finden wir in den Naturschilderungen nur selten ein rechtes Verständnis für die hohe Bedeutung, die Himmel und Wolken und die durchleuchtete Atmosphäre für den Gesamteindruck eines Landschaftsbildes haben. Anfänglich ist es nur das Furcht einflößende Schauspiel der vom Sturm gepeitschten Wolkenmassen, welche den Reisenden vom Erdboden, auf dem bisher sein Blick zu haften gewöhnt war, auch zum Firmament aufschauen ließ. So macht Arndt auf die „dunklen Wolken und die Blitze aufmerksam, welche die ganze Gegend mannigfaltig zu verdunkeln und zu erleuchten anfingen" (4, 16). Er fühlt zwar den Einfluß der Wolken auf den Charakter der Landschaft, zu schildern vermag er sie jedoch nicht. Erst A. von Humboldt wies auf die Notwendigkeit der Darstellung der „Himmelsbläue, der Wolkengestaltung und des Duftes, der auf der Ferne liegt" als derjenigen Elemente hin, welche den „Totaleindruck einer Gegend" bestimmen helfen (vgl. S. 9). Er selbst gab jedoch seltsamer Weise in seinen „Ansichten" nur wenige Bemerkungen über die Wolkenbildungen des tropischen Himmels,[1]) unter dem er doch so lange gelebt hatte; er spricht viel öfter von der „nie bewölkten Sonne" oder vom „nie bewölkten Himmel".[2])

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wächst das Verständnis für die Darstellung der Wolken. Am Pik von Teneriffa schaut Chamisso „dem Schauspiel der Wolken und der Abendsonne zu, wie jene sich unten am Gestade bildeten und am Abhange des Gebirges bis zum Gipfel hinaufzogen, dessen vom frisch gefallenen Schnee blendend weiß gefärbtes Haupt hoch über die wallenden Nebel herausschaute (1, 60). Ueber die Gestalt der Wolken berichtet Chamisso eben so wenig wie Meyen, der auf der Fahrt nach den Falklandsinseln „die Wolkenbildung beobachtete, die scheinbar aus der See emporstieg, während am Himmel sich Nebelmassen anhäuften, die leicht gekräuselt sich auf die See herunter zu ergießen schienen" (1, 126). Dagegen übersieht derselbe Reisende nicht die Farben der Wolken, welche den

---

[1]) Es ist dies um so überraschender, wenn man Goethes Wolkenstudien (nach Howard) bedenkt, die Humboldt sicher nicht unbekannt geblieben sind.

[2]) Oertel, S. 68.

Vulkan von Arequipa einhüllten. „Das Weiß derselben färbte sich blau und ging später ins Rote über“ (1, 352).

Besonders trägt die Beleuchtung durch die auf- oder untergehende Sonne dazu bei, die Aufmerksamkeit auf die Wolken zu lenken. Einen herrlichen, während der Regenzeit seltenen Anblick genießt Rich. Schomburgk an den Sarata-Fällen (am oberen Rupununi). „Die Sonne, beleuchtet von golden umsäumten Wolken, verschwand glühend hinter dem Cursatogebirge, dessen Abhänge bereits in einen grauen Schleier eingehüllt lagen, während die scheidenden Strahlen noch lange seine Gipfel küßten .... Im Norden aber säumten noch dunkle Wolkenmassen den Horizont, die durch die eben aufsteigende Mondscheibe nur noch schwärzer und dunkler erschienen“ (2, 377). Eine der glänzendsten Schilderungen des Himmels und seiner Wolken mit allen Veränderungen im Laufe eines Tropentages giebt Martius, auf dessen Beobachtung ihn mitten im Ozean die Gegenstandslosigkeit der „Landschaft“ von selbst hinwies. „Glänzend taucht am Morgen die Sonne aus dem Meere auf und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald darauf in großartigen und mannigfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen schienen. Mit dem höher steigenden Gestirn des Tages kleidet sich der Himmel in ein reines, ätherisches Blau, bis gegen Mittag eine fahle, blaß schimmernde Wolke erscheint, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters. Taucht dann die Sonne allmählich an dem bewölkten Horizont herab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Nach anhaltendem Wetterleuchten am grauen Horizont nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ozean still und feierlich in den nebellosen oberen Weltraum erhebt“ (1, 75 ff.).

Es ist fast selbstverständlich, daß eine Farbenpracht, wie sie gerade die von der Sonne oder dem Mond beleuchteten Wolken in den Tropen bieten, zu Schilderungen derselben auffordern. Derartige Herrlichkeiten entgehen auch einem stumpfen, für Naturschönheiten wenig empfänglichen Auge nicht. Darin aber erkennen wir deutlich die Kunst der Naturschilderung, daß sie auch die Erscheinungen eines unfreundlichen Himmels der Betrachtung wert hält. Einen solchen lernte Poeppig bei seinem ersten Blick auf die Küste Perus kennen. Der blaue Himmel, welcher über dem offenen Ozean lacht, weicht plötzlich „einem Dunstgewölbe, welches immer dichter werdend, zuletzt als Nebel alles umfängt. Vorzugsweise ruht diese graue, dem Blick undurchdringliche Masse über dem unfernen Land und bleibt als



unzerreißlicher Streifen auch dann noch liegen, wenn auf dem Ozean die Mittagssonne den finsteren Mantel durchdrang .... Indessen bietet selbst dieser Himmel Erscheinungen, die dem aufmerksamen Beobachter Vergnügen machen können. Die Nebel liegen selten als starre und unbewegliche Massen auf dem Festlande, sondern sind in einer wallenden und wogenden Bewegung begriffen, die den bleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen Gelegenheit giebt, die sonderbarsten Färbungen und Täuschungen zu erzeugen" (2, 5).

Vor allem ist es der nächtliche Sternenhimmel, der als eine der hervorragendsten Naturschönheiten unter den Tropen von den Reisenden geschildert wird (vgl. Russegger S. 64). Fürst Pückler-Muskau richtet, wenn er des Anblickes der Wüste müde ist, der er sonst so manchen Reiz abzugewinnen weiß (vgl. S. 64), seinen Blick nach dem „in dieser Zone doppelt glanzvollen Sternenheer, von dem Licht und Gedanken in unendlicher Fülle auf den einsamen Wanderer niederströmen."[1]) Die Dunkelheit der Nacht und die Abwechselung und effektvolle Verteilung der Massen am südlichen Sternenhimmel haben für Kittlitz einen viel eigentümlicheren Reiz als die sternenhellsten Nächte der nordischen Heimat. „Namentlich ist der Kontrast, welchen die schimmernde Milchstraße sowohl mit den dem unbewaffneten Auge sternenleer erscheinenden benachbarten Räumen, als mit den ebenso nahe liegenden Fixsternen erster Größe bildet, von unvergleichlicher Wirkung" (1, 55). Unter den Sternbildern ist es wiederum das des südlichen Kreuzes, dessen herrlichen Glanz Kittlitz hervorhebt und dessen Anblick auch Martius mit „unbeschreiblicher Freude" erfüllt (1, 74).

Die Wirkung des tropischen Nachthimmels auf das Gemüt liegt nicht allein in dem prächtigen Anblicke, den die glänzenden Lichtmassen auf dem tiefblauen Grunde bieten, sie ist nicht weniger begründet in der eigentümlichen Beleuchtung, die sein Licht über die Erde ausgießt. Welch hohe Bedeutung der Beleuchtung in der Landschaft zukommt, erkennt schon Georg Forster, wenn er sie als ein „Geschenk des Himmels, das er nur seinen Lieblingen spendet", bezeichnet,[2]) und A. von Humboldt behauptet sogar in seinem Aufsatze über die Wasserfälle des Orinoko, daß der „Eindruck, welchen die Natur in uns zurückläßt, minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend, als durch die Beleuchtung bestimmt wird, unter der Berg und Flur bald bei ätherischer Himmelsbläue, bald im

---

[1]) Aus Mehemed Alis Reich 2, 331.

[2]) Georg Forster, Briefe und Tagebücher von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Jahre 1790. Herausgegeben von Leitzmann. Halle 1893. S. 5.

Schatten tiefschwebenden Gewölkes erscheinen".[1]) Dennoch zeigt es sich in der Darstellung von Licht und Schatten, daß man diese zwar schon früh erkannte, daß man sie aber erst verhältnismäßig spät zu würdigen verstand. Link übersieht den Mond nicht, der das Thal und die reißenden Bergströme der Sa. do Gerez (Portugal) erleuchtete, er vermag aber nicht die eigentümliche Wirkung seines Lichts zu schildern, während er ausdrücklich auf die künstliche Beleuchtung durch die hellen Fenster der zerstreuten Häuser aufmerksam macht, welche die „wilde Landschaft nicht wenig ermunterten" (2, 81). Nicht viel mehr erfahren wir, wenn Schubert von der „ganz besonderen Beleuchtung" spricht, welche die Sonnenstrahlen auf der Meeresfläche hervorrufen,[2]) oder wenn Robert Schomburgk hervorhebt, daß einzelne Sonnenstrahlen, die durch die dunklen Wolkenmassen ihren Weg fanden, das „mannigfaltigste Licht" über die Landschaft am Essequibo hinwarfen, wodurch die Schönheit derselben nur noch erhöht werde (S. 129).

Am deutlichsten zeigt sich der Einfluß der Beleuchtung in der Gebirgslandschaft. Diese erscheint dann am schönsten, wenn ihre Formen durch günstigen Schattenwurf, durch den Gegensatz großer Licht- und Schattenseiten deutlich und verständlich werden, während im hellen Mittagslichte, wenn in den Tropen so gut wie keine Schatten fallen, die Naturfarben der Gegenstände so hervortreten, daß die Formen und Umrisse der einzelnen Objecte, wenn nicht ganz unkenntlich werden, so doch dem Landschaftsbilde einen unruhigen, verschwommenen Charakter verleihen. Dies fällt bereits Kittlitz auf, wenn er darauf hinweist, wie Tropenlandschaften sich besonders in den Morgen- und Abendstunden am vorteilhaftesten zeigen, während die senkrechte Mittagsbeleuchtung zu wenig Schatten wirft, um die Umrisse deutlich unterscheiden zu können (1, 74). Daß die Beleuchtung durch Kontrastwirkungen das Landschaftsbild zu beleben vermag, erwähnt Lichtenstein, als er beim Durchzug durch die Gebirgspässe südlich der Karroo beobachtete, wie die aufgehende Sonne die hohen Kuppen der Berge vergoldete und die Profile der Gebirgsformation scharf gegen den Himmel abzeichnete, während in der Tiefe der Schluchten noch die Dämmerung ruhte und nur der von oben hereinfallende Widerschein des Morgenlichts magische Schatten auf die kahlen, rissigen Felswände warf (1, 204). Poeppig wird nicht müde, die Erscheinungen zu beobachten, die von den verschiedenen Brechungen des Lichts an den Wänden des Vulkans von Antuco hervorgebracht werden. Zu jeder Tageszeit ist der Anblick dieses Berges neu; allein

---

[1]) A. von Humboldt, Ansichten 1, 252.
[2]) Schubert, Frankreich ꝛc. 2, 267.

am interessantesten erscheint er, wenn die Sonne hinter ihm aufgeht und seine regelmäßigen Umrisse vergoldet, oder wenn die Abendsonne ihn erleuchtet, nachdem sie von Antuco längst Abschied genommen hatte (1, 364).

Der Untergang oder Aufgang der Sonne ist überhaupt ein beliebtes Thema der Naturschilderung jener Zeit, zu dem die Reisenden zweifellos die Anregungen der zeitgenössischen Dichtung verdanken.[1]) Unwillkürlich erinnern jene herrlichen Schilderungen an Jean Pauls „Titan“ oder an Tiecks „Sternbald“, wo dem Leser kein einziger Sonnenauf- oder -untergang geschenkt wird, nur daß die Schilderungen in den geographischen Reisewerken sich durch ihre objektivere Darstellung vorteilhaft auszeichnen. Die Brücke zwischen den Dichtern und den Naturschilderern bildet in dieser Hinsicht Fürst Pückler-Muskau, der an der englischen Küste bei Brighton in dem Anblicke der untergehenden Sonne schwelgt. „Das majestätische Gestirn war so in rosenrote, transparente Nebel eingehüllt, daß es keine Strahlen mehr warf, dagegen in der intensivsten Glut einem dichten Goldklumpen glich, der, als er das Wasser berührte, langsam zu schmelzen und einen großen Teil des blauen Meeres zu überfließen schien. Endlich verschlang der Ozean den feurigen Ball. Die brennenden Farben verblichen aus Rot zu Violett, dann nach und nach zu weißlichem Grau, und in der Dämmerung rauschten die Wogen, vom Abendwind getrieben, pfeifend gegen den flachen Strand.“ [2]) Schon viel anschaulicher ist eine Schilderung des Sonnenuntergangs bei Junghuhn, der diesen nur deshalb beschreibt, „weil er die Beschaffenheit der Seeluft zwischen den Wendekreisen so sehr charakterisiert“. Besonderes Gewicht legt er auf die Darstellung der merkwürdigen Abstufung der Farben, die er unter diesen Breiten mit einigen Schattierungen fast täglich bewundern konnte. „Zu unterst ruht auf dem Horizont ein tiefer, dunkelbrauner Streifen, dann folgt ein schwefelgelbes Licht, dann ein weit verbreitetes Rosenrot, dann ein Lilafarben, welches allmählich in die Azurbläue des Zeniths überfließt. Zusehends, je tiefer die Sonne unter den Horizont sinkt, steigt diese Rosenröte tiefer und schmilzt zuletzt mit dem dunkler werdenden Gelb in ein Orangerot zusammen. Noch lange glänzt dies am westlichen Horizont, während sich wegen der äußerst kurzen

---

[1]) Daß jedoch die Schönheit dieser Naturerscheinung nicht immer gewürdigt worden ist, zeigt Hermes in seinem Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (1769—1773). Nachdem er daselbst in wenigen Zeilen einen Sonnenaufgang geschildert hat, entschuldigt er sich „wegen dieser Extravaganz“ und bittet Leser und Kritiker, ja nicht glauben zu wollen, daß er nur „Bogen füllen“ wolle. E. Schmidt, S. 173, Anmerkung 99.

[2]) Briefe eines Verstorbenen 3, 348.

Dämmerung unter den Tropen der übrige Himmel rasch verdunkelt." Noch herrlicher gestaltet sich dieses Schauspiel, wenn die untergehende Sonne sofort von der hellen Mondscheibe abgelöst wird, so daß an der einen Seite des Schiffes noch das Abendrot in den Wellen sich spiegelt, die auf der andern Seite bereits im silbernen Mondlicht erzittern (S. 16).

Dies führt uns zugleich auf die eigenartige Wirkung, welche das bleiche Licht des Nachtgestirns auf den Anblick der Formen, sowie auf die ganze Stimmung einer Landschaft ausübt. Dem geheimnisvollen Zauber der Mondlandschaft vermag sich wohl kaum ein Reisender entziehen; „denn wie der die Erde umkreisende Mond den Pulsschlag der Gewässer der Erde, die Ebbe und Flut des Meeres bestimmt, so wirkt die Erscheinung des Mondlichtes mit sehr entschiedener Sicherheit auf den Herzschlag unseres Seelenlebens, auf das Gemüt."[1]) Die Ruinen des Amphitheaters zu Verona, „in dessen Klüften das Mondlicht schlief", erscheinen Thiersch wie von einer magischen Dämmerung umweht;[2]) für Prokesch wirkt beim Anblick der sandvergrabenen, altegyptischen Denkmäler dieser „Geisterschein" wie „Leichenglanz", die am besten den Werken einer längst versunkenen Vergangenheit ziemt,[3]) und in Poeppig ruft der Anblick des stillen Meeresspiegels, der nur durch den „glitternden Streifen des untergehenden Mondes" erleuchtet wird, die Bilder der romantischen Vergangenheit Chiles wach; er glaubt den langsamen, geisterhaften Zug der Heldengestalten der ersten Eroberer zu erblicken, beladen mit Verbrechen, aber unsterblich durch ihre großen Thaten (1, 105).

Noch herrlicher erscheint Rich. Schomburgk die Schönheit der Landschaft am unteren Essequibo, „wenn bei einem etwas bedeckten Himmel der Mond durch die dunklen Wolken sein magisches Licht über die Landschaft wirft, wenn er den majestätischen Strom mit einem silbernen Saume umgürtet und das Dunkel der waldreichen Inseln scharf begrenzt hervorhebt, wenn die Ufer düster neben den sanft das Licht wiederspiegelnden Wellen ruhen und ihre dunklen Schatten weit in das Silbermeer hinein werfen" (1, 305). Nachdem Wagner mehrere Nächte lang die schauervolle Größe eines aufgeregten Meeres gesehen, freut er sich doppelt über den „wohlthuenden Anblick einer stillen, mondbeglänzten See, auf welche die Silberkugel des Erdtrabanten, schräg über sie stehend, eine lange flimmernde Milchstraße zeichnet; mit dem höher steigenden Mond nimmt auch die Wirkung seines Lichtreflexes ab, bis die Seemilchstraße ganz ver-

[1]) Carus, S. 218.
[2]) Thiersch, Reisen in Italien seit 1822. Leipzig 1826. 1, 46.
[3]) Prokesch, Denkwürdigkeiten 1, 3.

schwunden ist und nur das hüpfende Gewimmel ganz winziger Wogen sich noch in seinem Glanze abfärbt" (Algier 1, 59).

Unter allen Reisenden ist Meyen der einzige, der auf die veränderte Stellung der Mondsichel aufmerksam macht, die am tropischen Himmel nicht in der gewohnten Lage, sondern in einer horizontalen Stellung oft genau über dem Kopfe des Reisenden erglänzt (1, 59).

Zur Beleuchtung der Landschaft ist nicht immer das direkte Mond- oder Sonnenlicht unbedingt erforderlich; es giebt bekanntlich auch Gewitterstimmungen und ähnliche düstere Situationen, die hervorragende schöne Momente bieten. Unter den Naturschilderungen vermag jedoch nur der Scharfblick eines Poeppig den eigentümlichen Reiz der indirekten Beleuchtung zu erkennen, wie sie gewissen Gegenden charakteristisch ist. Über der Campana de Quillota ruht zu Zeiten der größten Trockenheit im eigenartigen Schein, eine Art von schwer zu beschreibendem „roten Lichte", das die kahlen, rot gefärbten, scharfumrissenen Felsen noch deutlicher gegen den blauen Himmel abhebt (1, 88). Während des sogenannten „Indier-Sommers" in Baltimore erscheint die Luft fast ununterbrochen heiter, entbehrt jedoch völlig der Transparenz, so daß die Gegenstände, die kaum 20 Minuten entfernt sind, schon dasjenige Kolorit annehmen, welches sonst größere Entfernungen bezeichnet; die Schärfe der Umrisse geht jedoch keineswegs verloren und die Verdunklung an einem weit entfernten Horizonte ist kaum bemerkbar (1, 3).

Aus diesen Beispielen geht deutlich hervor, welch großen Einfluß die Beleuchtung auf die ganze Physiognomie einer Landschaft ausübt, indem sich mit dem wechselnden Stand der Sonne, mit der größeren oder geringeren Klarheit der Luft, mit der verschiedenen Bewölkung des Himmels sofort der Gesamtausdruck einer Landschaft ändert. Jede neue Beleuchtung gießt neue Farbentöne über die Natur aus. Es sind dies jedoch Farben, die ebenso schnell verschwinden, wie sie entstanden sind. Sie können daher zu den wesentlichen Merkmalen einer Landschaft kaum gerechnet werden und haben für die Schilderung nur einen vorübergehenden, keinen bleibenden Wert. Wenn wir im folgenden noch einmal auf die Farben in der Naturschilderung zurückkommen wollen, so handelt es sich um die charakteristischen, habituellen Farben in der Natur, wie sie durch die Lage eines Landes, seine Bodenbeschaffenheit, sowie durch Einflüsse des Klimas bedingt sind. Obwohl diese Farben zu den wesentlichsten Eigenschaften einer Landschaft gehören, so sind gerade sie erst spät gewürdigt worden, viel später als jene auffallenden, aber auch abwechslungsreicheren und

intensiveren Farben, welche die Tagesbeleuchtung erzeugte. Sie wurden um so leichter übersehen, als gewöhnlich die Gestalt und die innere Beschaffenheit der Naturgegenstände in erster Linie das Interesse der Forscher in Anspruch nahmen. Die Farbe erschien neben den anderen Eigenschaften nur als untergeordnetes Merkmal. In der Hauptsache erkannte man ihre Bedeutung erst, als einerseits pflanzengeographische Untersuchungen, besonders seit A. von Humboldt und L. von Buch, auf die Abstufung der Intensität und den eigentümlichen Charakter der Farben unter den verschiedenen Himmelsstrichen und in den verschiedenen Regionen der Gebirge aufmerksam machen mußten und als andererseits der Blick der Reisenden gelernt hatte, größere Gebiete zu erfassen, in denen nun auch die Wirkung der bleibenden Farben zu größerer Geltung kam.

Am Ufer des Mittelmeeres bei Cette erkennt Schubert jene grünlichblaue Farbe des Wassers wieder, welche der unserer Alpenseen gleicht, in die das tosende Wasser der Gletscherflüsse sich ergießt (1, 225). Eine durch die verschiedene Bodenart bedingte Färbung des Wassers beobachtet Martius am Oberlaufe des Yupura, der wieder mehr und mehr die trübe Erdfarbe zeigte, die er bei seinem Eintritt in den Solimoês (oberer Amazonas) bemerkt hatte (3, 1275). Mit besonderem Interesse schaut er dem seltsamen Kampfe zwischen den schwarzbraunen Gewässern des Rio Negro und den gelblichweißen des Solimoês zu, aus welchem nach etwa einer halben Stunde der letztere als Sieger hervorgeht (3, 1306). Ähnlich verfolgt Robert Schomburgk die Fluten des Essequibo, der seine Färbung nicht weniger als viermal wechselt. Sein anfangs dunkelbraunes Wasser wird nach dem Einfluß des Rupununi weiß und später durch den Siparuni rot gefärbt, bis ihm der Potaro seine ursprüngliche Farbe wiedergiebt, die vom Mazaruni und Cuyuni an wieder einen helleren Schein erhält (S. 148).

Den Farbencharakter der Mittelmeervegetation bezeichnet Grisebach, wenn er in seiner Schilderung der Prinzeninsel (bei Scutari) auf die „immergrünen Sträucher" hinweist, die zum Teil in frischer Blüte standen, so daß sich über das liebliche Grün ein weißer Schimmer ausbreitete, der mit dem roten Quarzfels der Insel trefflich harmonierte (1, 42). Wied macht auf das „frische Grün" aufmerksam, das die Urwaldlandschaft bei S. Salvador im Frühjahre schmückte und das von der rosenroten Färbung des jungen Laubes der Sapucayabäume auf das angenehmste unterbrochen wurde (1, 295). Die Intensität und Reinheit der Farben, wie man sie eben nur in den oberen Regionen der Hochgebirge antreffen kann, hebt Wagner in seiner Schilderung der Vegetation der Bergabhänge am Goktschaisee hervor, wo die Humusdecke, sobald der Schnee schwindet, zwar keine hohen, kräftigen Büsche, aber einen prachtvollen Teppich alpiner Blumen von

den mannigfaltigsten Farben hervorbringt. „Obwohl die Sonne erst seit wenig Tagen mit kräftiger Frühlingswärme schien, war doch namentlich in den thalförmigen Einsenkungen der Farbenschmelz der Blumen schon wunderherrlich, und das Lilablau der Iris, das kräftige Indigoblau der Gentiana, das blasse Himmelblau des Veilchens, das dunkle Purpurrot der Orchideen schimmerte neben dem Goldgelb der Ranunkeln und Primeln und neben dem Silberweiß des Cerastium" (S. 41).

Wo aus verschiedenen Ursachen keine Vegetation gedeihen kann, vermag die Natur auch an den kahlen Felsenwänden die herrlichsten Farbenwirkungen hervorzuzaubern, wie sie z. B. Poeppig im Krater des Vulkans von Antuco belauschte: „Von den braunen Wänden, deren Schichtung unverkennbar zu Tage trat, leuchteten breite Streifen alter, zinnoberroter Laven und anderemal schmalere, glänzend schwarze Fäden bald senkrecht, bald netzförmig über sie hin; hervorspringende Felsecken waren mit orangegelben Anflügen von Schwefeloxyden beladen, die bald als Krusten, bald als Stalaktiten und Traubenformen sich angesetzt hatten und auf dem dunkeln Grunde wie eine feine Zeichnung dastanden" (1, 420).

Besonders wertvoll ist die Darstellung derjenigen Farben, welche die ganze Landschaft charakterisieren und je nach Bodenbeschaffenheit, Vegetation und Klima in fast jedem Landstriche verschieden sind. Es ist meist eine bestimmte Grundfarbe, bald grün, bald weiß oder braun, welche in besonders hervorragendem Maße und fast in allen Naturformen des betreffenden Landes zur Geltung kommt. Deutschland ist z. B. ein Land der Wälder und Wiesen, also der „grünen" Landschaften, „wer die Provence malen will, muß viel Weiß, wer die Normandie, viel Grün auf der Palette haben." [1]) So entgeht Krusenstern, obwohl er sonst wenig Geschmack an den Sandwüsten Sachalins finden kann (vgl. S. 63), doch nicht die Hauptfarbe der Landschaft, wenn er schreibt: „Die Ufer waren schroff und von weißer Farbe" (2, 138). Weiß ist auch die herrschende Farbe des südlichen England, wie Kittlitz (1, 38) und Junghuhn ausdrücklich hervorheben. Letzterer schildert diese Küste als eine lange Mauer, die schroff aus dem Meere aufsteigt, mit dessen Blau sie in ihrem blendenden Weiß einen grellen Kontrast bildet (S. 9). Weniger schön findet Poeppig die chilenischen Küsten bei Valparaiso, wo braun und ziegelrot die Farben der Landschaft ausmachten, deren traurige Einförmigkeit von keinem Baumgipfel unterbrochen wurde (1, 48). Dieselbe Landschaft erschien auch Kittlitz als ein völlig unbewohntes Steppenland, dessen harter, nackter, gelbroter Boden ihn an die Farbe des gebrannten Ziegelsteins erinnerte (1, 134).

---

[1]) Ratzel, Die deutsche Landschaft, S. 350.

Beim Anblick der grasreichen Steppen am Don bedauert Koch, daß „das schöne Grün der Steppe" bereits verschwunden sei, und wenn auch die nächste Umgebung noch nicht das traurige Bild einer verbrannten, schwarzen Steppe, wie bei Suchaja Potschta bot, so war doch mehr „die schmutziggrüne und zum Teil selbst bräunliche Farbe der Steppe vorherrschend" (1, 119).

Ebenso weist Barth auf den Wechsel der Färbung in der afrikanischen Parklandschaft bei Kano hin, wo er sich zum ersten Male der „Entfaltung des frischesten und prachtvollsten Grüns" erfreuen konnte (2, 100). Ganz anders bot sich ihm das Bild derselben Landschaft wenige Monate später dar, wo alles noch das abgetragene Gewand des vergangenen Jahres trug und eine gelblich-graue Färbung über die ganze Landschaft ausgegossen war" (2, 170). Am Vorabend eines Savannenbrandes ergötzt sich Richard Schomburgk an dem Anblick der waldigen Oasen, die wie Inseln den Ozean hier das „gelbgrüne Colorit der Savanne" durchbrachen. Desto öder und trauriger starrte ihm am andern Morgen die weite Savanne entgegen — „ein schwarzes Leichentuch war über den gestern noch so freundlichen, lebensvollen Teppich ausgebreitet" (1, 365). An den Pyramiden von Sakara sieht Russegger ein „echt afrikanisches Bild, ... in welchem Wasser und Sand die Hauptzüge, Gelb und Rot mit einem schmalen grünen Streifen die Hauptfarben der Landschaft bilden" (2, 59).

Ein letztes Element der Naturschilderung, das wie die bleibenden Farben wieder am Boden haftet, von dem wir in dieser Betrachtung ausgingen, bilden die Umrisse und Linien im Landschaftsbilde, die den Ausdruck einer Landschaft nicht weniger bestimmen als Bodenform, Wasser, Luft, Beleuchtung und Farbe derselben. Sie sind um so wichtiger, als sie den Gesamteindruck, die Physiognomie der Erdoberfläche in noch viel höherem Maße beeinflussen, als jene eben erwähnten Elemente, spricht sich doch z. B. in der Eigenart der Linien und Umrisse eines Gebirges zugleich auch der innerste Grundzug desselben, seine innere Beschaffenheit, sein Alter, seine Entstehung aus. Es sei nur an ein Beispiel erinnert. Breite, sanft anschwellende, Größe und Höhe durch die zartesten Wellenlinien vereinende Bergrücken bilden eine der charakteristischsten Eigenschaften der Mittelgebirgslandschaft. Die abgerundeten Formen sind für den naturkundigen Blick nichts anderes als Zeugnisse einer Jahrtausende andauernden Verwitterung, welche nach und nach die eckigen rauhen Umrisse der jugendlichen Gebirge milderte. Um diese Bedeutung der Linien und Umrisse im Landschaftsbilde würdigen zu können, ist schon ein geübtes Auge erforderlich, das bei der Betrachtung der Einzelheiten nicht den Blick über das Ganze verliert und die Hauptlinien von den un-



wesentlichen, untergeordneten Linien in der Landschaft zu unterscheiden vermag; denn leicht gerät der Naturschilderer in die Gefahr, den Totaleindruck durch ein überflüssiges Liniengewirr zu stören.

Das noch ungeübte Auge erblickt gewöhnlich nur die einfachsten und auffallendsten Linien, deren Gestalt z. B. an geometrische Figuren erinnert. So befindet sich Fischer bei Hyères in einem „zirkelrunden" Thal, während er für die Umrisse der südfranzösischen Gebirgslandschaft keinen anderen Ausdruck findet, als daß sie „sehr pittoreske Formen" haben (2, 215); dagegen spricht er wieder von der Cran als von einer „triangelförmigen" Ebene (vgl. S. 13). Auch Rüppell beweist seine Vorliebe für die regelmäßigen, geometrischen Formen, wenn er die Umrisse der Insel Massaua als die einer „wagerechten" Korallenbank bezeichnet, welche die Gestalt eines „länglichen, von O. N. O. nach W. S. W. gestreckten Trapezes" habe.[1]) oder wenn er die von den beiden Meerbusen von Suez und Akabar gebildete Sinaihalbinsel mit einem „gleichschenkelig rechtwinkeligen Dreieck vergleicht, dessen „Hypotenuse die Küste zwischen Suez und Ras Mehamet" bilde.[2]) Die charakteristischen Windungen eines Flußlaufes in einem Faltengebirge hebt Robert Schomburghk hervor, wenn er berichtet, daß zwei Gebirgszüge von beiden Seiten so gegen den Essequibo vorspringen, daß sie ihn zwingen, ein „förmliches S" zu bilden,[3]) eine Beobachtung, die wir auch bei seinem Bruder finden.[4])

Sehr gern wird das Bild des „Amphitheaters" gebraucht, um die kreisrunde Anordnung von Bergen anzudeuten, die entweder ein liebliches Thal (Kotzebue, Neue Reise 1, 159, Götzinger S. 336, Schubert, Frankreich 1, 135, Hammer S. 74) oder eine Meeresbucht (Buch 1, 485, Kotzebue 2, 47, Wagner, Algier 1, 26), oder (wie bei Robert Schomburgk S. 55 und Richard Schomburgk 1, 327) einen tosenden Wasserfall einrahmen.

Den Unterschied in den äußeren Formen der Gebirge an der steilen Westküste Skandinaviens und dem Innern der Halbinsel bezeichnet L. v. Buch, wenn er bemerkt, wie die Berge im Verlaufe der Rückreise „durchaus die ausgezeichneten Formen, das Felsige und Zerstückte, das ihnen bisher und vorzüglich gegen das Westmeer so besonders eigen war, verloren und im Innern des Landes fortdauernd nur als Hügel erscheinen" (2, 12). Dieselbe Beobachtung finden wir bei Hausmann, der die Gebirgslandschaft in Smaland mit den Worten schildert: „Die Hügel, bei denen der Abhang des einen gemeiniglich unmittelbar an den Fuß des andern stößt, haben fast sämtlich eine

---

1) Rüppell, Abessinien 1, 183.
2) Rüppell, Nubien, S. 179.
3) Rob. Schomburgk 53.
4) Rich. Schomburgk 1, 327.

kugelsegmentähnliche Gestalt, selten aber ist der eine von den andern durch seine Form ausgezeichnet." In den Formen der schwedischen Seen erkennt er zugleich ein Stück ihrer erdgeschichtlichen Vergangenheit; „sie sind in der That nur Erweiterungen der Flüsse, die ihren Lauf von Nord nach Süd nehmen. Ihr Umfang ist selten gerundet, fast immer gezackt, oft mit tief einschneidenden Winkeln, ein Beweis, daß sie nicht von lockerem Erdreich oder leicht zerstörbaren Flötzschichten, sondern von einem festen, stark gesenkten Fels eingeschlossen sind, dessen krystallinisches Gefüge dem abrundenden Wasser länger widerstand (1, 138). Beim Eintritt in die große Karroo fällt Lichtenstein nicht nur der überraschende Kontrast der lebendigen Vegetation mit der grausigen Dürre der unübersehbaren Fläche auf, sondern auch der „Gegensatz der bestimmten scharfen Profile der Urgebirgsformen, welche die Grenze derselben bilden, und den abgerundeten, verwitterten Bänken des vor wenig Tagen verlassenen Thonschiefergebirges" (1, 204).

Einen wesentlichen Charakterzug der Vulkanlandschaft trifft Chamisso in seiner Schilderung von Owaihi, wenn er auf die „großartig ruhigen Linien" hinweist, in denen die Felsen aus den Wellen emporsteigen und sich „mit enormen Massen" zu drei Berggipfeln gestalten (2, 292). Ähnlich beschreibt Junghuhn den „regelmäßigen, allmählichen Abfall" des Vulkans auf Java, der den Hintergrund einer Landschaft bezeichnete. „Der Horizont bildet eine langgezogene Linie, die von beiden Seiten, von Osten und Westen her, anfangs kaum merklich ansteigt, sich aber immer mehr erhebt, um den Gunong Merapi zu bilden, einen Kegelberg, dessen vulkanische Dämpfe sich mit den Wolken vermischten" (S. 98).

„Um eine richtige Vorstellung der Bildung des Hauptgebirges der Provinz Minao zu geben," weist Martius ausdrücklich auf die äußeren Umrisse der Berge hin, indem er sie zugleich mit anderen Gebirgsformen vergleicht; er versäumt aber auch nicht, charakteristische Linien von Einzelheiten zu zeichnen, die für den Gesamtcharakter des Bildes nicht unwesentlich sind. „Diese Gebirgszüge, größtenteils bis an den Gipfel mit anmutigen Grascampos bedeckt, zeigen einen ebenen, breit gestreckten Rücken, von welchem Nebenzweige in die Thäler ausgehen und die einzelne Ketten miteinander verbinden. Schauervolle Klüfte oder gigantische, in drohende Formen zerrissene Felsenkuppen erscheinen hier nicht, vielmehr wird das Auge durch die Aussicht in freundliche, nicht sehr tiefe Thäler und schön zugerundete, mit Wiesen geschmückte Hügelkuppen, über deren sanfte Abhänge hi: und da klare Bäche herabkommen, beruhigt. Es sind nicht Eindrücke jener erhabenen, zackigen Hochalpen Europas, jedoch auch nicht die einer kleinen Natur, welche dem Reisenden entgegenkommt, vielmehr ist in dem Charakter dieser Landschaft Großartigkeit mit Einfachheit

und Milde gepaart ... Da sich die breiten Gipfel der sarkophagartig gestalteten Berge fast in gleicher Höhe erheben und die muldenförmig gebildeten Thäler nicht sehr tief sind, so könnte man diesen ganzen Teil des Gebirges ein wellenförmiges Plateau nennen" (1, 309 ff.). Er zeichnet somit eine Landschaft, in deren Linien wir unschwer die Formen unserer Mittelgebirgslandschaft wieder erkennen.

Ganz anders ist das Bild, das Poeppig von der Südspitze Südamerikas entwirft. „Die rauhen Felsenwände der Küste erheben sich steil und schwärzlich aus dem Meere ... Runde Außenlinien scheinen verbannt, denn alles war scharf und in Zacken aufgelöst, coulissenartig schieben die dünnen Felswände sich hintereinander vor und suchen eine die andere zu überragen. Den Hintergrund dieses Bildes der Unwirtlichkeit schließen hohe, aber zackige Gebirge, den größeren Küstenstrichen angehörend." Die Konturen dieser „abschreckenden" Landschaft treten um so plastischer hervor, als die Berge auf ihren Kuppen und in den Spalten und Vertiefungen ihrer Seiten mit frisch gefallenem Schnee bedeckt waren, der sich scharf von dem schwarzen Gestein abzeichnete (1, 19).

Überhaupt spielt der Schnee als ein Linien zeichnendes Element in der Landschaft überall dort eine große Rolle, wo die Gipfel der Berge in die Regionen des „ewigen Schnees und Eises" reichen. So macht Poeppig in seiner Schilderung der Aussicht vom Vulkan von Antuco auf die Schneegrenze aufmerksam, die an den Reihen der glockenförmigen Porphyrdome „horizontal, mit der Gleichförmigkeit der geometrischen Linie gemarkt" dahinläuft; denn ihre kleinen Unregelmäßigkeiten orographischer Natur verschwinden in den weiten Entfernungen (1, 429).

Mit der Darstellung des festen Erdbodens in seiner verschiedenen Gestaltung, des Wassers und des Himmels (der Luft) sind die drei wesentlichen Elemente der Naturschilderung bezeichnet und mit der Beschreibung der Beleuchtung, der Farben, der Linien und Umrisse auch die wichtigsten Eigenschaften derselben gegeben. Unsere Ausführungen würden jedoch unvollständig sein, wenn wir zuletzt nicht auch noch der Hilfsmittel gedenken wollten, von denen die Naturschilderer unseres Zeitraumes in ungleich höherem Maße als ihre Vorgänger Gebrauch machten, um die Anschaulichkeit und Plastik ihrer Landschaftsgemälde zu fördern und zugleich ihrer Sprache einen nicht unwesentlichen Schmuck zu verleihen.

Die Kenntnis ähnlicher Landschaftsformen anderer Erdteile, vor allem aber die der Heimat, fordert zu Vergleichen auf; unwillkürlich sucht der Reisende unter dem Eindrucke einer Landschaft das eben Geschaute an alten Erinnerungen zu messen, und so erhalten seine

Naturschilderungen mit Hilfe weniger Worte nicht selten eine größere Bestimmtheit und Klarheit und zugleich für die vergleichende Erdkunde einen höheren Wert als durch manche wortreiche, detaillierte Schilderung. Ähnlich wie die Karte und das Bild oder die schematische Handzeichnung in der Länderbeschreibung ersetzt hier der Vergleich oft die ausführliche Schilderung.

Mit besonderer Vorliebe denkt L. von Buch beim Anblick der skandinavischen Gebirge an die Alpenlandschaft. „Die hohe Pyramidengestalt des Snehätta liegt wie der Montblanc von Breven aus über der Eisfläche, nicht wie ein Berg, sondern wie ein Gebirge auf dem Gebirge" (1, 199). Unterägypten erinnert Seetzen „auf das Täuschendste an einige Gegenden der Niederlande und einzelne Striche in den Marschgegenden des nördlichen Teutschland", und erst der Anblick eines ägyptischen Dorfes vermag ihn in dieser Illusion zu stören (3, 159). Die Krainschen Alpen haben nach der Ansicht von Martens die größte Ähnlichkeit mit dem Jura und der Württembergischen Alp (1, 186), während Thiersch auf dem Wege nach Bologna in der Kette des Apennin, der sich am blauen Horizonte zeigt, die Konturen des Thüringer Waldes wieder zu erkennen glaubt (3, 332). Wie Prokesch die Inselkette der südlichen Sporaden mit den Randgebirgen des böhmischen Kessels und Kittlitz die Küste von Vancouver mit der norwegischen Fjordlandschaft vergleicht, ist bereits erwähnt (vgl. S. 59 und 22).

Der Anblick eines Wasserfalls in den Bergen bei Rio de Janeiro versetzt Martius an die Kaskaden von Neapel und Tivoli (1, 144), während der majestätische Rio de S. Francisco in seinem Gedächtnis „das Bild des vaterländischen Rheins wachruft, wo dieser aus den beengenden Bergen hervortretend, von Bonn aus durch fruchtbare Ebenen dahinwallt" (2, 754). Der Landschaftscharakter der Gebirgsthäler des nördlichen Armenien entspricht nach der Ansicht Wagners dem der deutschen Mittelgebirge so sehr, daß ein „Deutscher, den man im Schlaf plötzlich durch Zauberhand von seiner Heimat nach Armenien versetzen würde, beim Erwachen nicht ahnen könne, daß er den deutschen Boden und den deutschen Himmel verlassen. Die schönen Thäler von Streitberg und Muggendorf und einige Hügel des Oberharzes haben mit dieser Gegend zwischen Pipis und dem Goktschaisee viel Ähnlichkeit" (S. 15). An die Harzlandschaft erinnert sich auch Grisebach in den Bergen von Trajanopolis, deren höchste Spitze ganz und gar dem Brocken gleicht (1, 128), während er den mehr hügelförmig abgerundeten Bergformen bei Drencova an der Donau im allgemeinen eine Ähnlichkeit mit den Kuppen des Unterharzes zusprechen möchte (1, 15). Beim Anblick der wahrhaft paradiesischen Landschaft am oberen Rion fühlt sich Koch in das romantische Graubündten versetzt. „Dasselbe

bald breite, bald enge Thal, von Bergen, die ihre Häupter kühn gen Himmel erheben, umgeben, dieselbe Menge von Burgen und Türmen und derselbe grüne, wild schäumende und laut brausende Fluß, der über große Steinblöcke sich hinabwälzt, um in die fruchtbare Ebene zu gelangen. Nur erscheint hier alles noch viel großartiger und majestätischer“ (2, 125).

Alle Reisenden übertrifft Poeppig auch in seiner meisterhaften Anwendung des Vergleiches. Es sind nicht nur einzelne hervorstechende oder nur die allgemeinsten Charakterzüge einer Landschaft, welche ihn zu einem Vergleiche auffordern; er versteht vielmehr auch hier überall die wesentlichsten Merkmale hervorzuheben, in denen sich der Grundcharakter der ganzen Natur eines Landes ausspricht. Dies vermag eben nur ein Reisender, der wie Poeppig sich über die Schranken des Horizontes hinwegsetzen konnte, der für die meisten ein unüberwindbares Hindernis für die Auffassung größerer Naturgebiete bildete. Unübertrefflich bleibt seine Charakteristik der Anden, die er unter dem Eindruck der Aussicht von der Cumbre mit den Alpen vergleicht, deren Charakter trotz mancher Ähnlichkeit im großen und ganzen doch ein grundverschiedener ist. Ohne auf die naturgeschichtlichen Einzelheiten einzugehen, sucht er diese Verschiedenheit kurz so darzustellen: „Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine Furcht einflößende Wildnis, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solches sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannigfaltigkeit; ein Pik erhebt sich über den andern, und neben dem abgerundeten Dome tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungeteilte Wand erscheinen, über die nur in selteneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Kontraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem jeden weit mehr imponieren als die Alpen, allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europas strecken breite, grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laub-

holz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnten Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allen diesem zeigen die Anden nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die größere Entfernung ihren mildernden, bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrote Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen, dunklen Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmann nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allen dem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern enthalten die einsamen Anden keine Spur" (1, 245 ff.).

Wissenschaftlich völlig wertlos sind die Vergleiche einer Gegend mit den Gemälden berühmter Landschaftsmaler. In dieser Hinsicht scheint Georg Forster das Vorbild gegeben zu haben, der einen Maßstab für die Reize einer Landschaft (z. B. der Dusky-Bai) am besten dadurch zu geben glaubte, daß er sie in Beziehung setzte zu den Gemälden eines Salvator Rosa.[1] Ähnlich sagt L. von Buch von der Landschaft bei Christiana, daß die herrlichen Formen der steil abfallenden, hintereinander hervortretenden Berge am Horizonte Claude Lorrain wert seien (1, 56), und auch Martius kennt für die Schönheit der Tropenlandschaft Südbrasiliens keinen bezeichnenderen Ausdruck als den, daß die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung und des Baumschattens, der Schmelz der verschiedensten Farben und die dunkle Bläue und Klarheit des Himmels ihr einen eigenen Reiz verliehen, „welchen selbst die Schöpfungen eines Salvator Rosa oder eines Claude Lorrain entbehren" (1, 158).

Besonders auffallend tritt uns in den Reisebeschreibungen unserer Zeit das Bestreben entgegen, den Reiz der Naturschilderung durch Anwendung bildlicher Ausdrücke zu erhöhen. Schon im 18. Jahrhundert begegnen wir hin und wieder schüchternen Versuchen, einzelne Naturobjekte durch ein Bild kurz zu charakterisieren — bekannt ist das viel citierte Wort E. von Kleists, der einst müßigen Fragern die Antwort gab, daß er auf seinen einsamen Gängen in der Um-

---

[1]) Georg Forster, Reise um die Welt 1772—1775. 1, 33.

gebung von Potsdam auf die „Bilderjagd" gehe. Im allgemeinen sind jedoch die Naturschilderungen, vor allem in den geographischen Reisewerken, nicht bilderreich. Selten nur gelingt jenen Reisenden ein gutes Bild; meist kommt man über inhaltsarme, abgegriffene Phrasen nicht heraus. Erst A. von Humboldt war es, der auch in dieser Beziehung das erlösende Wort fand und Beispiele gab, die vorbildlich sein konnten. Seine Bilder zeichnen sich nicht nur durch Anschaulichkeit und sprachliche Schönheit, sondern meist auch durch ihren objektiven Gehalt aus, wenn er z. B. ein den Horizont begrenzendes Gebirge „ein drohend aufziehendes Gewölk" nannte, oder die während einer hellen Sternennacht von wogenden Dünsten überfluteten Llanos einem „küstenlosen Ozean" an die Seite stellte.[1])

Freilich finden wir auch in unserm Jahrhundert neben zahlreichen gelungenen und trefflichen Bildern noch manche Spreu. Die Sucht, Bilder in die Schilderung einzuflechten, verführte nicht selten zu trivialen, geschmacklosen Wendungen, die weit entfernt sind, die Rede zu schmücken. So nennt Fischer die kleinen, der Rhonemündung vorgelagerten Inseln „drei große Schlackenhaufen" (2, 166), während Hammer von dem herrlich gelegenen Hafenorte Modania am Marmarameer berichtet, daß er das Meer „mit einem langen Darm ärmlicher, halb verfallener Häuser" berühre (S. 2). Arndt vergleicht den See bei Lindforß in Schweden mit einem „Sack, worum ein lieblicher Halbmond von Wohnungen, Feldern und Laubholz sich herabsenkt" (2, 154), oder den Alsensee mit einem „langen Schlauche, der sich durch einen kleinen Flaschenkürbishals in den Storsjö ergießt" (3, 150). Ebenso nüchtern bezeichnet Werne die Dattelpalmen am Ufer des Nils als „große, magere Kohlstrünke, die sein armes Herz nicht erfreuen können, welches voll von Schatten gebenden Bäumen ist" (S. 153). Auch der sonst sprachgewandte Fürst Pückler bereichert diese Blütenlese, wenn er „die malerisch geformten Gebirge Abulfeda" (am Nil), die an der äußersten Spitze mit einem alten Tempel gekrönt sind, mit einem „Conditoraufsatz auf einem Zuckerkuchen"[2]) oder die Nebel aushauchenden Seen von Capel Cerrig mit einem „Paar dampfender Suppenterrinen" vergleicht.[3])

Vor diesen höchst trivialen Bildern zeichnen sich diejenigen aus, welche Objekte oder Vorgänge in der Natur poetisch zu gestalten suchen. „Das hüpfende Gewimmel ganz winziger Wogen," welche im Mondschein das Schiff umtanzten, erschienen Wagner wie „eine Herde leuchtender Schwäne, deren Geistergesang der Wind in eigen-

[1]) Oertel, S. 72.
[2]) Aus Mehemed Alis Reich 2, 63.
[3]) Briefe eines Verstorbenen 1, 112.

tümlich weinenden Tönen über ungeheure Räume trägt".[1]) Schubert vergleicht die Brandung außerhalb des Hafens von Marseille mit „gejagten Rossen, die mit weißem Schaume bedeckt sind,[2]) während ihn an anderer Stelle die Donau oberhalb Mohacs an das Bild eines „weidenden Rosses" erinnert, „das, als wollte es sich einige Zeit vom schnellen Laufe erholen, sich durch üppige Auen ergeht."[3]) Bei den Akrokeraunischen Bergen, die wie die „Vormauern Griechenlands" erscheinen, muß Prokesch unwillkürlich an die „versteinerten Titanen der Dichter" denken, „die außen am Thore sitzen als Wächter."[4]) Am Ruiwa erblickt Robert Schomburgk den Ataraipu, den Teufelsfelsen, eine merkwürdige, isolierte Granitmasse, die einem mächtigen Riesen gleich das verzauberte Reich der bisher noch unbekannten Savannen bewacht (S. 302).

Mit besonderer Vorliebe folgt der Naturfreund dem beständigen Kampfe der Elemente. „Wie ist doch alles in der Natur ein großer verwickelter Kampf; selbst das Unorganisierte zeigt ein beständiges Ringen nach gegenseitiger Vernichtung" ruft Hausmann aus, als er am Glommen dem dreifachen Sturz des zwischen Felsen eingeengten Stromes zuschaut. „Ermüdet von einem beschwerlichen, vierzig Meilen langen Lauf, mußte er seine Vereinigung mit dem Ozean durch einen harten Kampf erkaufen. Er wurde Sieger über den Granit, indem er ihn an seiner schwächsten Seite, parallel mit seinen mächtigen Schichten angriff und diese spaltete. Triumphierend stürzt er sich über ihn hinab und stellt zwischen seinem Schaum als Siegeszeichen einzelne Rippen des überwundenen gigantischen Feindes zur Schau" (2, 360). Ähnliche Gedanken erweckt in L. von Buch der Anblick der großartig zerklüfteten Schärenwelt des nördlichen Norwegen. „Ergreifend ist es, wie Berge und Meer sich auf einem engen Raume hier bestreiten, und wie doch schließlich die Unendlichkeit des Meeres gewinnt" (1, 302). An der Mündung des Brakkerriver beobachtet Lichtenstein das Ringen des Meeres mit den Fluten des Stroms, um eine Sandbank: „Es besteht ein ewiger Kampf zwischen Meer und Fluß, der sich von dem Streite der Völker nur dadurch unterscheidet, daß der Gewinn an Terrain hier dem Besiegten zuteil wird" (1, 294).

Neben solchen Bildern, die nur poetischen Wert besitzen, also lediglich als Schmuck der Darstellung gelten können, finden wir auch zahlreiche bildliche Ausdrücke von objektivem Gehalte, welche klar und anschaulich den Gesamteindruck oder doch eine wesentliche Eigenschaft eines einheitlichen Naturgebietes wiedergeben. Diese allein

[1]) Wagner, Algier 1, 24.
[2]) Schubert, Frankreich ꝛc. 1, 290.
[3]) Schubert, Morgenland 1, 73.
[4]) Prokesch, Denkwürdigkeiten 1, 13.

haben Anspruch auf wissenschaftlichen Wert. Viele der Reisenden, die ihre Wanderung in gebirgige Gegenden führte, gebrauchen mit Vorliebe das Bild des bewegten Meeres, um damit den Gesamteindruck eines Gebirges oder eines leicht gewellten Hügellandes hervorzuheben. Die ganze Erscheinung dieser Bodenform drängt unwillkürlich diesen Vergleich auf, so daß wir bei den einzelnen Reisenden kaum eine Entlehnung annehmen können, zumal er in mehreren Reisewerken aus dem Anfange unseres Jahrhunderts fast gleichzeitig vorkommt. Götzinger spricht von den böhmischen Gebirgen, die sich „wie Meereswogen auftürmen" (S. 83). Die mit Schnee bedeckten, unregelmäßig hervorragenden Berggipfel an der Ljusne-elf geben nach den Schilderungen Schmidts dem Gebirge „die Gestalt in Eis verwandelter Meereswogen" (S. 196). Lichtenstein möchte die begrenzenden Berge der südlichen Karroo mit einem „im heftigsten Wogensturm erstarrten Meere" vergleichen (2, 339), ein Bild, das auch Martius für die Berge am Rio de S. Franzisko (2, 359), sowie Poeppig für die Cordilleren bei Santiago gebraucht (1, 179). In der Mitte der „im Aufruhr unbeweglich fest gebannten Gebirgswogen" steht, wie Hammer in seiner Aussicht vom Olymp (bei Brussa) erzählt, der Berg von Tomanidsch vereinzelt „wie die Arche einer versteinten Sündfluth" (S. 85).

Lieblich ist das Bild der Savannenlandschaft, die Richard Schomburgk am See Amucu kennen lernte. „Hier als ebene Fläche, dort als reizender Wellengrund, gleich den leicht erhobenen Wogen eines sanft bewegten Meeres zogen sich die mächtigen Grasflächen vor und neben mir hin, während waldige Oasen .... wie Inseln den Ozean, das gelbgrüne Colorit der Savanne durchbrachen" (1, 392). Damit ist zugleich ein anderes Bild gegeben, das nicht weniger beliebt war als jenes. Martens (2, 207) und Thiersch (2, 95) vergleichen übereinstimmend die Poebene mit einem „Meere", aus dem die euganeischen Hügel wie „Inseln" emporsteigen. Hammer erscheint die Ebene von Brussa wie ein „Ozean von wogendem Grün" (S. 85), während Barth die Wüste wiederholt mit einem „Sandmeere" (1, 301) oder „der weiten Fläche des Ozeans" (5, 420) oder einem „offenen Wüstenmeere" (5, 413) vergleicht.

Drückt dieses Bild vor allem die endlose Ausdehnung ebener Flächen aus, welche diese mit dem offenen Weltmeere gemein haben, so hat Kittlitz mehr die Vegetationsdecke der aleutischen Inseln im Auge, wenn er von einem „zusammenhängenden Grasteppich" spricht, welcher die Ostküste von Analaschka schmückt (1, 271). Die fruchtbaren Schwemmküsten westlich vom Essequibo bilden, wie Richard Schomburgk erzählt, „den reizendsten Saum zu dem sich dahinter entfaltenden, reichen Teppich" (1, 106). Auf seiner Nilfahrt lernte

Werne die üppige Tropenvegetation der Nilinseln kennen, so daß er glaubt „einen unter Wasser gesetzten Riesenpark“ vor sich zu sehen, in welchem schon von weitem es wie „großartig aufgehangene Teppiche“ weht und leuchtet, während die prächtigen, laubenartigen Gewebe von Lianen die schönsten Blumenhügel und Guirlanden bilden (S. 92). Ähnlich vergleicht Chamisso die vielfach verschlungenen Netze der Schlingpflanzen im Urwalde von St. Catharina mit „luftigen Gärten“ (1, 72). Wie ein „schwimmender Garten“ erscheint Martius auf seiner Reise nach Brasilien die Insel Madeira (1, 61). An Hornemann erinnert das Bild des „gefrornen Sturzackers“, das Minutoli von derselben Wüstengegend in der Nähe der Oase Siwah gebraucht (S. 158).

Alle diese Bilder bezeichnen den Gesamteindruck einer Landschaft; es werden jedoch auch einzelne Objekte, die durch ihre Form und Farbe besonders die Aufmerksamkeit auf sich lenken, herausgegriffen. Wie eine „Lawine der Wüste“ sendet nach Schubert der kahle Mokkatamberg seinen sandigen Fuß in die fruchtbare Umgebung von Kairo hinein (Morgenland 2, 154). Das ganze Wesen einer Naturerscheinung kennzeichnet L. von Buch mit einem einzigen bildlichen Ausdrucke, wenn er die Gletscher der norwegischen Gebirgswelt bei Kunnen mit riesigen „Eiszapfen“ vergleicht, die in der wärmeren Temperatur der unteren Regionen abschmelzen, während sie aus den großen Schneeebenen neue Nahrung erhalten (1, 310). Daß bei der hohen Bedeutung des Wassers im Landschaftsbilde auch die Flüsse nicht übersehen werden, ist bereits hervorgehoben. Fast übereinstimmend wird nach dem Vorgang vieler Dichter der Fluß verglichen mit einem Silberbande (Rhein: Friedrich S. 67; Elbe: Götzinger S. 83), mit einem silbernen Riesenband (Takutu: Rich. Schomburgk 2, 155), mit einem schmutzigen Bande (Essequibo: Rich. Schomburgk 1, 252), mit einem Silberstreifen (Elbe: Nicolai S. 54), mit silbernen Fäden, die durch ein grünes, die Wüste umsäumendes Band hindurchziehen (Nil: Schubert 2, 236), mit einem schlängelnden Silberfaden (Anson: Rüppell, Abessinien 2, 244) oder mit einer silbernen Schlange, welche auf der Paradiesesfläche Brussas ausgedehnt liegt (Nilufer: Hammer S. 4).

Andere Bilder bezeichnen nur eine einzelne, auffallende Eigenschaft einer Landschaft. Die regelmäßige Bewegung des Meeres, die von den beständig wehenden Winden erzeugt, besonders in der Passatzone und im äquatorialen Kalmengürtel vorkommen und vom Seemann als „Dünung“ bezeichnet werden, vergleicht Martius treffend mit dem „regelmäßigen Pulsschlage des Meeres“ (1, 70), ein Bild, das auch von Poeppig aufgenommen wurde (1, 75). Die massigen Formen und kühn geschwungenen Linien sollen hervorgehoben

werden, wenn **Martius** die Wolken mit „riesigen Gebirgen der Luft" (3, 891), oder wenn **Russegger** den Libanon mit einer „Gigantenmauer" vergleicht (1, 416). Um den Duft wiederzugeben, der die scharfen Umrisse der Gebirge in weiter Ferne mit einem zarten Schleier verhüllt, erwähnt **Link**, daß sich die Pyrenäen wie eine „Schicht von blauen Wolken" am Horizont hinziehen (1, 47). Zu demselben Zwecke vergleicht **Martius** die Serra de S. Antonio mit einer „blauen Wolke", die am westlichen Horizont in kühnen Umrissen vor ihm herschwamm (2, 508). Erinnern diese Vergleiche unwillkürlich an Alexander von Humboldt, der bereits in seinen „Ansichten" das am Horizont erscheinende Gebirge Uniama ein „drohend aufziehendes Gewölk" nennt,[1]) so können wir jedoch auch hier aus demselben, bereits oben angeführten Grunde (vgl. S. 88) eine Entlehnung kaum annehmen.

Die Zerklüftung und Zerrissenheit einzelner Gebirgsscenen ruft in den Reisenden das Bild von verwitterten, verfallenen Ruinen wach. „Eines der frappantesten Bilder im Norden" giebt nach **L. von Buch** der Anblick der Felseninsel Rodoe, die wie eine ungeheure gotische Ruine" erscheint (1, 308). Mit demselben Bilde zeichnet **Martius** den Charakter der Serra de Salgada, „wo das dürre Gestein des Scheitels auf eine seltsame Weise in tiefe Löcher und Mulden ausgefressen ist und vielgestaltige Kanten von allen Seiten emporstarren" (2, 559). Beim Anblick der zerklüfteten Reste eines großen Sandsteinlagers in den Picketbergen ist **Lichtenstein** „eine Zeitlang versucht, sie für Werke von Menschenhand, für Ruinen und dergleichen zu nehmen". Einzelne Säulen erstrecken sich bis in die sandige Ebene und ragen dort als eine „lange, unabsehbare Reihe von isolierten Türmen" aus dem Lande hervor (1, 88). Die Rußkaja Rassocha fließt, wie **Wrangel** berichtet, durch eine malerische Schlucht, deren senkrechte, dunkelgraue Felsenwände mit ihren sonderbaren Durchbrüchen und Zacken von ferne „einem alten Ritterschlosse mit Schießscharten und Säulen" gleichen (1, 170). Die „wunderlich zackigen, in mehrere Gipfel endigenden" Vorberge der südlichen Westalpen erscheinen **Schubert** von Hyères ausgesehen, wie „alte riesenhafte Berggemäuer" (Italien 1, 343), während der beinahe senkrechte Abfall des abessinischen Hochlandes, dessen zerklüftete Felsen sich in „natürliche Piaster von ungeheurer Größe abgesondert haben", **Rüppell** an die „Ruinen eines großen ägyptischen Tempels" erinnert (1, 361). Auf dem Kamme des Olymp sieht **Hammer** in den zerstreut herum liegenden, ungeheuren Felsblöcken „die Trümmer eines ungeheuren Tempels, die Reste von Altären, Sphinxen und Sarkophagen, in deren Gestein die Natur mit grünen, gelben

---

[1]) A. von Humboldt, Ansichten 1, 281.

und violetten Moosen Hieroglyphen in frischen Farben gemalt hat, die nicht weniger dauerhaft sind als die der altägyptischen Tempel und Königsgräber" (S. 78).

Einzelne, hervortretende Linien und Umrisse in der Landschaft werden bezeichnet, wenn Martius von „sarkophagartig" gestalteten Bergen und „muldenförmigen" Thälern spricht (1, 310) oder wenn, wie schon erwähnt, die Anordnung der Berge, die Gestalt eines Thales, einer Insel, einer Ebene u. s. f. mit dem vielgebrauchten Bilde des Amphitheaters oder durch geometrische Figuren (vgl. S. 80) wiedergegeben werden.

Die weiße Farbe der mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel der Alpen, die Schubert vom Col di Tenta aus erblickte, verrät ihm, daß da oben alle Vegetation erstorben ist oder unter dem „weißen Leichentuch des Alpenschnees" begraben liegt, während am Abhange der Berge das grünende Moos längst zum Empfange des nahenden Frühlings bereit ist (2, 124). Mit demselben Bilde trifft Wrangel die eigentümliche Färbung und Beleuchtung der sibirischen Winterlandschaft, wo die durch den ungeheuren Frost verdickte Atmosphäre selbst den Glanz der Sonne oder des nächtlichen Sternenhimmels verdunkelt. „Auch der geheimnisvolle, poetische Zauber einer schönen Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuchs begraben liegt" (2, 241). Um die Einförmigkeit und Öde dieser Landschaft zu charakterisieren, bezeichnet er sie an anderer Stelle als „das ungeheure Grab der Natur" (1, 190).

Wenn von den Hilfsmitteln der Naturschilderung die Rede ist, sollte neben den Vergleichen und bildlichen Ausdrücken, an denen, wie wir gesehen haben, die Naturschilderungen des 19. Jahrhunderts so überaus reich sind, doch ein drittes nicht ganz übersehen werden, nämlich die Kupferstiche und Skizzen, die den meisten Reisewerken des betrachteten Zeitraums beigefügt sind; sind doch die Reisenden gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts teils selbst gute Zeichner (Poeppig, Kittlitz, Barth), teils aber (wie Martius, Minutoli, Schomburgk) von berufsmäßigen Künstlern begleitet, deren einzige Aufgabe darin bestand, mit Pinsel und Stift die Schilderungen des Reisenden zu ergänzen. Eine kritische Untersuchung über die Entwicklung der Naturauffassung, wie sie sich in diesen meist sehr guten Beilagen der Reisewerke darstellt, würde ein wertvoller Beitrag zur Entwicklung der Naturschilderung sein; denn selbst dem Auge des Laien entgeht eine der Entwicklung der Naturschilderung parallel laufende Vervollkommnung dieser Naturzeichnungen nicht. Man erkennt deutlich, wie sich in ihnen die Naturauffassung des Reisenden wiederspiegelt,

auf dessen Veranlassung und unter dessen Leitung die meisten dieser Naturskizzen entstanden sind.

Schlußbemerkung. Fassen wir am Schlusse unserer Untersuchung die Ergebnisse derselben in einem Satze zusammen, so ergiebt sich als letztes Ziel der Naturschilderung ein Gesamtbild der Natur eines ganzen Landes, als die günstigen Factoren ihrer Entwicklung, die Einflüsse der zeitgenössischen Litteratur und der geographischen Wissenschaften, als ihre höchste Aufgabe die Schilderung der drei wesentlichen Elemente in der Landschaft (Boden, Wasser, Luft) und ihrer wichtigsten Eigenschaften (Beleuchtung, Farben, Linien), und als ihre Hilfsmittel der Vergleich mit ähnlichen Landschaftsformen und der bildliche Ausdruck. Die hohe Bedeutung der Naturschilderung aber liegt, wie jeder erkennen muß, der sich einen feinen Sinn auch für die stilleren und darum leicht zu übersehenden Regungen im Völkerleben bewahrt hat, in ihrem Werte als Element der Geistesbildung unseres deutschen Volkes.

In seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" spricht Schiller von zwei Grundsätzen, die in der Poesie gelten und deren doppelte Aufgabe festlegen, nämlich, „daß die Dichtung zum Vergnügen und zur Erholung" und daß sie zweitens „zur moralischen Veredelung des Menschen diene". Was Schiller hier von der Poesie im allgemeinen sagt, gilt insbesondere auch für die Naturschilderung, der besten Gehilfin der Poesie in der Pflege und Förderung des Naturgefühls, nur daß zu diesen beiden Aufgaben hier noch eine dritte hinzukommt: die Erweiterung des menschlichen Wissens und die Förderung der geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnis unserer Erde. Freilich fehlt gerade unserer Zeit das rechte Verständnis für den reinsten und edelsten Genuß, den allein die erhabene Schönheit der freien Natur zu gewähren vermag, und noch allgemein begegnet man einer Unterschätzung des sittlichenden Einflusses des Naturgefühls und des Naturgenusses als Faktoren von reinigender, ja schöpferischer Kraft im Leben des Volkes. Die große Menge ist der Natur und ihren Erscheinungen mehr entfremdet, als man annehmen möchte, wenn man den Strom der Tausenden verfolgt, der alljährlich sich in die stillen Thäler der Hochgebirge ergießt. Achtlos geht die Mehrzahl der modernen Menschen an der Natur vorüber, sie ist zu einfach, um den verwöhnten Geschmack des verfeinerten Kulturmenschen reizen zu können. Andererseits liegt die Ursache zu dieser Entfremdung der Natur in den ganzen socialen Verhältnissen der Gegenwart, in dem unruhigen Hasten und Treiben, das das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität charakterisiert und die stille Beschaulichkeit, das innige Versenken in die Natur nicht auf-

kommen läßt, welches die ersten Bedingungen des reinen Naturgenusses bildet. Auch unsere moderne Dichtung leidet unter diesen Verhältnissen. Der Geschmack unserer Zeit wendet sich viel lieber den Dichtern zu, die uns hineinführen „in die Dachkammern und Kellerwohnungen, in die Luft des Elends, in den bösartigen Kampf der Vorurteile und in die Schaustücke des allgegenwärtigen Hasses“, während die Schriften eines Adalbert Stifter, eines Heinrich Noé auf dem Bücherbrette und in den Antiquariaten verstauben und vergessen werden. Dasselbe Schicksal teilen leider fast ohne Ausnahme auch die Reisebeschreibungen, deren Naturschilderungen wir in dieser Arbeit betrachtet haben. Es würde daher dem Verfasser der höchste Lohn seiner Mühe sein, wenn es ihm gelungen wäre, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf die längst vergessenen Reisebeschreibungen zu lenken, sind sie doch, besonders insofern sie zu den Perlen unserer Litteratur gezählt werden müssen, nicht nur reiche Fundgruben für die Kenntnis fremder Erdteile, sondern auch Quellen der edelsten Genüsse des menschlichen Geistes.

Lebenslauf.

Ich, Otto Bernhard Richter, evang. lutherischer Konfession, wurde am 30. Mai 1873 zu Dresden geboren. Der gesetzlichen Schulpflicht genügte ich in der 17. Bezirksschule meiner Vaterstadt. Vorgebildet für den Lehrerberuf auf dem Königl. Seminar zu Dresden-Friedrichstadt, wirkte ich von Ostern 1893 bis Ostern 1895 an der ehemaligen Evangelischen Freischule zu Dresden und von da bis Mich. 1897 in gleicher Eigenschaft an der ersten Bezirksschule zu Dresden. Im November 1895 bestand ich vor der Königl. Prüfungskommission die Wahlfähigkeitsprüfung, in der ich zugleich die Berechtigung zum Studium erwarb. Seit Oktober 1897 bin ich an der Universität Leipzig als Student der Pädagogik immatrikuliert. Ich hörte Vorlesungen der Herren Professoren und Dozenten: v. Bahder, Barth, Credner, Eckert, Fricke, Hassert, Heinze, Holz, Köster, Ratzel, Richter, Schiller, Sievers, Strümpell †, Volkelt, Weule und Wundt. Außerdem beteiligte ich mich an den Übungen des philosophisch-pädagogischen, des praktisch-pädagogischen, des philosophischen und geographischen Seminars, sowie des deutschen Proseminars.

Wenn ich mich auch allen meinen Lehrern zu bleibendem Danke verflichtet fühle, so ist es mir doch ein Bedürfnis, insbesondere den Herren Professoren Heinze, Ratzel und Volkelt meinen ehrerbietigen Dank für die allseitige Förderung meiner Studien auch an dieser Stelle auszusprechen.

Aufrichtigen Dank schulde ich auch Herrn Professor A. Sauer, Prag, der vorliegende Arbeit im Euphorion, 5. Ergänzungsheft, zu veröffentlichen die Güte hatte.



	DATE DUE		


K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.